Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Realisten und Idealisten.

Socialer Roman

von

Jean Charles,

Verfasser von „Die Erbsünde“, „Der Verschwender“ ꝛc.

Fünfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Die Freunde.

Der Schriftsteller Karl traf am nächstfolgenden Tage in Rostock ein.

Herr Schmidt empfing ihn aufs freundlichste und fuhr nach einem Stündchen ruhiger Conversation, an welcher auch seine Frau und Claudine, letztere mit einer gewissen Spannung, Theil nahmen, mit ihm zu Ernst, ohne — er hatte sich eines Andern besonnen — den veränderten Gemüthszustand seines Schwagers auch nur leise zu berühren.

Das Wiedersehen unserer zwei Freunde war das herzlichste, besonders nachdem Herr Schmid sich wieder entfernt hatte, was seinem richtigen Takte zufolge sehr bald geschah.

„Nun, mein guter Alter“, rief Karl jetzt, da sie

allein waren, seinen Freund nochmals umarmend aus, „nun wollen wir ein paar Wochen wie die Götter leben! Du kommst, so oft Du kannst, nach Dobberan, wo sich meine vom Pegasus müde gerüttelten Gliedmaßen am hochwogenden Busen der See restauriren werden, und ich komme dazwischen zu Dir herein, und bevor ich scheide, kommt auch Max aus Dresden, und wir werden herrliche Stunden verleben."

Ernst fühlte sich in seines Freundes Nähe so erfrischt, daß er für den Augenblick alles Andere vergaß.

Das Geschäftsverhältniß zu seinem Schwager war bald besprochen.

„Und habt Ihr", fragte er dann, „nichts weiter von Robert gehört?"

„Einer letzten, möglicherweise sichern Angabe zufolge", sagte Karl, „befindet er sich in Amerika."

„Und die unglückliche Pauline Picard?"

„Ist verschwunden, wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden."

„Jenes unselige Räthsel ist also zur Stunde noch ungelöst?"

„Ja."

„Wieder einer jener wenngleich seltenen Fälle, die beweisen, daß doch manches Ereigniß, manches

grauenerregende Verbrechen unerklärt, unentdeckt, ungesühnt gegenüber der verletzten Menschlichkeit, der Gerechtigkeit fordernden Gesellschaft bleibt."

„Du nimmst also noch immer an, daß der Kaufmann Picard ermordet worden?"

„Und daß diesen Mord seine Frau an ihm verübte."

„Nun, Freund, verhält es sich, wie Du annimmst und auch ich anzunehmen mich leider gezwungen sehe, und hat sich die Unglückliche selbst getödtet, so hat sie auch gebüßt, und wir wollen nicht strenger richten, als es von seiten einer höhern Fügung geschehen."

„Du hast Recht, denn es heißt: Richtet nicht! Aber Pauline hat dieses Verbrechen durch Selbstentleibung nur gebüßt, nicht gesühnt, das Rechtsgefühl der Gesellschaft nicht befriedigt."

„Nicht befriedigt! Du wirst doch nicht der Todesstrafe das Wort reden wollen, die heute, nach meiner Ansicht mit Grund, von seiten der Rechtsphilosophie perhorrescirt, als menschenunwürdig und auch als ganz zwecklos, da sie selten oder gar nicht abschreckt, zurückgewiesen wird?"

„Ich rede der Todesstrafe nicht das Wort, ich bin dagegen; solange sie aber besteht, steht sie auch auf ein so furchtbares Verbrechen wie Gattenmord. Doch

genug davon. Du sprachst von einer Angabe, der zufolge Robert sich in Amerika befinden dürfte; worin besteht diese Angabe?“

„Das, Freund, ist eine ganze Geschichte, die ich Dir in Dobberan gelegentlich mittheilen will. Für den Augenblick genüge Dir, was ich aus Dresden Dir geschrieben und jetzt noch zu sagen habe. Baron von Stromfeld, dessen Bekanntschaft ich im schönen Elbflorenz machte, lud mich ein, ihn und seine Gattin, welcher die Aerzte das Seebad dringend gerathen, nach Dobberan zu begleiten, und ich, eben ein wenig arbeitsmüde, stimmte bei, um so mehr, als dieser junge Cavalier ein vortrefflicher Mensch ist, gar nicht zu sprechen von dem für einen fahrenden Poeten, wie ich, durchaus nicht unmaßgeblichen Umstande, daß ich Reise und Seebad umsonst genießen konnte und kann. Dieser mein augenblicklicher Mäcen nun, der, nebenher bemerkt, hier im Mecklenburgischen, wo ihm Verwandte leben, sich niederlassen will, hat nach Erlebnissen der seltsamsten Art in Paris seinerseits, ich weiß nicht wo, die Bekanntschaft eines andern jungen deutschen Edelmanns gemacht, der frischweg aus Amerika und zwar aus Oregon, dem Gebiete der Shoshonen, dem sogenannten Schlangenindianerlande, kommt und der sich gleichfalls hier ansiedeln will. Letzterer, noch ein Jüng-

ling — sein Name ist Karl von Bergen — stammt auch aus Deutschland und hat für seine Jugend mehr erlebt als tausend gereifte Männer zusammengenommen, an das Wunderbare Grenzendes, soweit es mir durch ihn selbst bekannt geworden. Dieser nun hat, wie er mir selbst erzählte, auf seinem Heimwege nach Europa vor einigen Monaten erst in Cadix einen nach Südamerika auswandernden Deutschen kennen gelernt, der ihm zwar nicht seinen Namen genannt, dessen Schilderung aber in Bezug auf Person und Charakter mich glauben läßt, daß es unser unglücklicher Freund Robert sein dürfte. Uebrigens wirst Du ja in diesen Tagen Herrn von Bergen selbst in Dobberan sprechen und Dich vergewissern, ob ich Recht habe oder nicht. Jetzt aber eine Frage an Dich, lieber Ernst. Noch immer Hagestolz?"

„Noch immer!" entgegnete der durch diese so plötzlich abspringende Frage Ueberraschte gesenkten Blicks und mit halberstícktem Seufzer.

„Aber Du wirst Dich bei so großartigem Geschäft auf die Länge kaum ohne Hausfrau behelfen können."

„Vor der Hand geht es wohl noch."

„Und Dein Herz? Ist es noch immer so unzugänglich für zartere Regungen wie in Paris?"

„Wie kommst Du zu solcher Frage, Freund?"

„Eben als Freund; doch breche ich ab davon, da es Dich —"

„Zu verletzen scheint? Nein! Hier meine Hand darauf!"

„Höre, Ernst, Du hast Dich verändert."

„Die Zeit ändert Alles."

„Darf ich sagen, was ich denke?"

„Sage es immerhin!"

„Ernst, Du liebst! Du liebst nicht glücklich!"

Statt aller Antwort reichte Ernst seinem Freunde die Hand. Diese zuckte leise, während seine Augen feucht wurden und eine Art Fieberröthe sich über sein Antlitz ergoß.

„In Wahrheit", sagte Karl nach kurzer Pause wie zu sich selbst, „das Menschenleben ist unerschöpflich an Wandlungen, unergründlich in seinem innersten Wesen und vor allem die Liebe, wie Shakspeare sagt, so voll von Phantasie, daß sie allein nur hoch phantastisch ist."

Dann Ernst's Rechte mit beiden Händen umschließend und ihn mit innigster Theilnahme betrachtend, fügte er hinzu:

„Mein Ernst, der sonst so unzugängliche Mann der exacten Wissenschaft, der Liebe unterthan! Und ich sage Dir, das entzückt mich, obgleich Du augenblicklich

durch dieses Himmelsgefühl zu leiden scheinst; dieser Seelenproceß in Dir ist, nach meinem Gefühle, mehr werth als alle Deine chemischen Processe um Dich her; das ist, sage ich Dir, Deine Menschwerdung, denn bis zum Eintritte dieses göttlichen Moments warst Du nur ein Buch mit einem weißen Blatte als Anhang zu allen voran befindlichen gedruckten oder beschriebenen, und jetzt, jetzt erst ist dieses letzte, das Buch vollendende, würdig abschließende leere Blatt vom Finger des Ewigen berührt und ausgefüllt; diese letzte Buchseite gibt dem Werke Verständniß, Werth, rein menschlichen Werth, und ich gratulire Dir von ganzem Herzen."

„Und ich danke Dir", entgegnete Ernst, „daß Du mich nicht belächelst. Hast Du", fragte er dann, „im Hause meines Schwagers die Gouvernante seiner Tochter gesehen?"

„Er stellte uns einander vor. Diese junge schöne Dame also —"

„Sie erscheint Dir als schön?"

„In der That ist sie es auch, obgleich sie äußerst blaß und ihre Schönheit mehr interessant — die Franzosen würden sagen pikant — als vom Typus künstlerischer Idealität ist."

„Mein Schwager, ein vortrefflicher, doch durch-

aus praktischer Mann, wünscht mich verehelicht zu sehen."

„Um so besser."

„Nein, Freund, um so schlimmer, denn er wünscht, daß ich eine sogenannte gute Partie treffe."

„Das heißt, Du sollst nicht eine antike Früchteträgerin, sondern eine moderne Geldsackträgerin in Hymen's Tempel führen."

„Ja, das heißt es."

„Das heißt nichts. Du liebst also Mademoiselle — wie heißt sie?"

„Claudine Arnaud. Ja, ich liebe sie."

„Und Claudine?"

„Ahnt vielleicht, was ich für sie fühle."

„Ahnt? Ich meinerseits hätte es ihr längst gesagt."

„Habe es wohl selbst gestanden, nur nicht eben mit Worten."

„Und warum nicht mit Worten?"

„Weil ich fürchtete, daß ihr leidendes Wesen, ihre Zurückhaltung, ihre seltsame Scheu die Folge sein könne einer unglücklichen Liebe, einer sie verzehrenden Leidenschaft für einen Andern, ob dieser Andere nun lebe oder schon todt sei."

„So also steht's?"

„Dazu kommt noch, daß Schmid mein Gefühl für Claudine entdeckt, mit mir besprochen und von mir die Zusicherung erhalten hat —"

„Doch nicht, daß Du ihr Bild aus Deinem Herzen verdrängen willst?"

„Du sagst es."

„Wie kann man etwas zusichern, dessen man nicht gewiß ist!"

„Du hast Recht; aber es ist nun geschehen, und ich habe einfach mein Manneswort einzuhalten —"

„Und zu leiden. Schöne Geschichte das! Aber wie wenig praktisch ich auch bin, ich sage Dir doch, es kann sich das Alles noch günstig gestalten; Zeit gewonnen, Alles gewonnen, das klingt altklug, bewährt sich aber sehr oft. Die Zustimmung Deines Schwagers wird sich finden, wenn er findet, daß Du mannhaft gegen die Neigung angekämpft, aber nicht den Sieg über sie errungen hast."

„Und was ich Dir von Claudine sagte?"

„Glaube ich vor der Hand nicht. Wahrscheinlich theilt sie Deine Neigung und zieht sich in Anbetracht ihrer Armuth und ihrer Stellung zu der reichen Familie in die starke Verschanzung des Schweigens zurück."

„Aber sie war, wie meine Schwester mir sagte, schon lange vor meiner Ankunft so schweigsam und

seelenleidend wie zur Stunde, und meine Annahme dürfte die allein richtige sein; sie liebt unglücklich."

„Auch dies — nur zugegeben, nicht angenommen — kann sich zu Deinen Gunsten wenden. Treten nicht selbst edle Mädchen, nachdem sie sich bereits verlobt, mit einem andern Manne später in die Ehe? Verehelichen sich nicht junge trostlose Wittwen aufs neue?"

„Du kannst noch scherzen!"

„Weil ich Dich heiter sehen, weil ich Dich glücklich wissen will, weil ich gern, wie der erste Napoleon, das Wort Unmöglichkeit aus dem großen Wörterbuche des Lebens gestrichen haben möchte. Wie wäre es, wenn ich gelegentlich — und Gelegenheit wird sich finden — die junge Dame spräche? In Deiner Sache nämlich."

„Das magst Du immerhin versuchen, wenn auch nur, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich Recht hatte."

„Wir werden sehen. Ich habe, und nicht ganz aus eigener Machtvollkommenheit, sondern auch im Sinne der Herren Stromfeld und Bergen, Deinen Schwager und Deine liebe Schwester sammt Tochter und Gouvernante eingeladen, uns recht bald in Dobberan zu besuchen, und man hat zugesagt; machen doch die Rostocker gewiß häufig Ausflüge nach diesem schönen See-

bade. Von der Partie wirst auch Du sein, und was mich betrifft, so werde ich sehen, hören und rechtzeitig sprechen, und zwar auf gut Deutsch in schlechtem Französisch."

„Mein lieber Karl, Du bist so heiter, so geistig gesund, daß ich in Deiner Nähe jetzt mich selbst freier, frischer fühle."

„Da geht es Dir wie dem Dichter Lenau, der mir einmal schrieb: „Seit ich Deinen Brief gelesen, ist mir leichter ums Herz; Gesundheit ist auch ansteckend." Laß mich nur gewähren, Ernst, und sorge dafür, daß Ihr bald zu uns hinauskommt. Heute haben wir Donnerstag; etwa Sonntag?"

„Will sehen. Wann wird wohl Max hier eintreffen?"

„Kaum vor zwei, drei Wochen. Wir werden deren vier, vielleicht sechs in Dobberan zubringen."

Hier erhob sich Karl und nahm für diesmal Abschied von seinem Freunde mit den Worten:

„Diese Revanche, daß Du, der Mann der Wissenschaft, der materialistische Philosoph, der Skeptiker, der — der Atheist, unter der Botmäßigkeit Cupido's stehst, diese moralische Satisfaction war mir der Weltgeist schuldig, denn ich hatte in Paris mit Dir und Robert viel zu kämpfen über Dinge des Spiritualis-

mus; jetzt habe ich Dich da, wohin ich Dich haben wollte, denn jetzt, da es Dir in der Werkstätte der Seele, im Herzen, so gewaltig hämmert, jetzt wirst Du kaum mehr das arme — reiche, das gute — schlimme Menschenherz für nichts weiter als einen Fleisch- und Muskelklumpen halten. Muth denn, mein Freund, und komme bald!"

Damit schieden die Beiden für heute.

Zweites Kapitel.

Eine Auswanderungsgeschichte.

Am nächstfolgenden Tage trat Regenwetter ein, das über dreimal vierundzwanzig Stunden anhielt und den von der Familie Schmid beschlossenen Ausflug nach Dobberan vereitelte, bis wieder zum Sonntage hinausschob, da die Wochentage der Arbeit gehörten.

Dafür kam an einem dieser Werkeltage Karl nach Rostock und brachte denselben bei Ernst und mit ihm auch großentheils bei Schmid zu, der ihn zum Mittagsbrode und zum Thee geladen hatte. Man verweilte bei wieder ganz herrlichem Wetter fast die ganze Zeit über im Garten. Die Unterhaltung, an welcher auch Claudine ab und zu Theil nahm, wurde mit Gefühl und Geist geführt, besonders da man auf das Thema vom Materialismus und Rationalismus kam.

„Ich habe da", sagte Karl, „einen merkwürdigen Beleg zu den oft furchtbaren Wirkungen dieser Geistesrichtung auf allen Gebieten, selbst auf dem der Politik zur Hand, die von mir in jüngster Zeit zusammengestellte Geschichte des ehemaligen Staatsmanns Freiherrn von Bergen, dessen Sohn nun in Dobberan weilt; eine Auswanderungsgeschichte der ergreifendsten, erschütterndsten Art —"

„Durch deren Mittheilung", bemerkte Herr Schmid, „Sie uns sehr verbinden würden."

Karl verneigte sich, zog ein Manuscript aus der Tasche und las, oftmals durch Ausrufe des Staunens, der Rührung oder des Entsetzens unterbrochen, was wir nachstehend im Zusammenhange mitzutheilen nothwendigen Anlaß nehmen.

Die Ankömmlinge.

Das gewaltige Felsengebirge, das unter dem Namen der Rocky-Mountains bekannt und eine bis jetzt noch unermessene Ausläuferkette der gigantischen Cordilleren ist, trennt Oregon, das äußerste, an den großen Ocean grenzende Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten, die weite Heimat der noch größtentheils im Urzustande lebenden Shoshonen oder Schlangenindianer, von dem dreimal größern und im gleichen Verhältnisse

fruchtbarern des Missouri, das in seiner ganzen Ausdehnung vom westlichen Binnenlande der Briten einerseits bis an den Mississippi und andererseits bis Mexico mindestens den dritten Theil des Flächeninhalts von Europa einnimmt.

Der majestätische Missouri, der von seinen, den Rocky-Mountains östlich entspringenden Quellen an bis zu seiner Mündung in den erstgenannten Strom bei St.-Louis einen Weg von beinahe sechshundert Meilen zurücklegt, durchfließt, unfern seines Ursprungs bereits schiffbar, mächtig gehoben durch die drei Arme Jefferson, Madison und Galatin, nachdem er die unermeßlichen Hochebenen im Norden der schwarzen Berge bewässert, in allmäligen Krümmungen und dann in scharf südlicher, wie zuletzt in südöstlicher Richtung ein fast gänzlich unbewohntes Paradies, einen Raum, der ausreichte für viele Millionen nur halbwegs betriebsamer Menschen, ein Land, gesegnet von der Hand der Natur, reich ergiebig, mild besonnt, schön und gesund; weithin gedehnte Prairien, bekränzt von lachenden Auen und nie berührten Wäldern, sanfte Thalgründe zwischen anmuthigen Hügeln, einladend hier zur Erbauung von Hütten, dort, mächtige freie Buchten bildend, zur Gründung von Städten.

Es war an einem schönen Sommermorgen, als

am Saume eines unübersehbaren Waldes, der sich, etwa eine Stunde nur von den Rocky-Mountains entfernt, von Süd nach Nord hinzieht, drei Männer erschienen und überrascht anhielten; freudestrahlenden Blicks reichten sie sich die Hände und blieben, in Anschauung der herrlichen Landschaft vor ihnen versunken, einige Minuten lang schweigend stehen.

Die Sonne, kaum am Horizonte aufgetaucht, warf über die weite Waldstrecke, aus deren äußerstem Vorsprunge sie eben getreten, an die großentheils senkrecht himmelanstrebenden Felsmassen, deren höchste Kuppen wohl eine Höhe von acht- bis zehntausend Fuß erreichen, eine solche Flut von Strahlen, daß die ganze gewaltige Gebirgskette sich einem Meere flüssigen Goldes zu entringen schien, in dessen himmlischem Abglanze die Wasser des Missouri schimmerten, der, hier kaum der Kindheit entsprungen, wie ein schöner, frischer Knabe den weiten grünenden und blühenden Thalgrund nach allen Seiten durcheilte, holdseliges Lächeln im noch ungetrübten Antlitze, zahllose Inselchen voll malerischer Baumgruppen mit jugendlichem Ungestüm umarmend.

„Hier laßt uns Hütten bauen!" rief der Aelteste in deutscher Sprache aus, ein hochgebauter, stattlicher Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, edlen

germanischen Zügen und kräftiger Haltung, gegen welche übrigens ein Ausdruck tiefen Seelenleidens seltsam abstach.

Er war, gleich den zwei Andern, nach europäischer Art und sehr einfach gekleidet: sie trugen kurze Röcke von grauem Tuche über Pantalons von leichtem Sommerstoffe, schwarze Halsbinden, breitkrämpige Strohhüte; auf den Schultern viereckige Tornister und darüber den zusammengerollten Mantel; breite, mit Geld gefüllte Ledergürtel, von denen Hirschfänger niederhingen, sowie schön geformte Büchsen, auf welche gestützt sie jetzt betrachtend dastanden.

„Mein Sohn", nahm der erstgeschilderte Mann nach einer kurzen Pause wieder und mit bewegter Stimme das Wort, indem er sich auf ein Knie niederließ, „mein Sohn und Du, treubewährter Freund, fortan nicht mehr Diener, folgt meinem Beispiele, beugt Euch vor dem Unendlichen und erhebt gleich mir das Herz zu ihm!"

Der Sohn und der Diener, ersterer ein hoher blühender Jüngling von kaum zwanzig Jahren und an Gestalt und Haltung dem Vater gleichend, letzterer ein kleiner, rüstiger Mann noch im kräftigsten Alter, von sehr biederem, muthigem Aussehen, folgten schweigend der Weisung und sanken in die Kniee.

„Herr des Alls! Ewiger! Unergründlicher Lenker der Geschicke!“ ließ sich jetzt der Vater feierlichen Tons vernehmen, indem er, sich mit der Linken auf sein Rohr stützend, die Rechte zum strahlenden Himmel emporhob: „es ist gut der Menschenseele, jedes Werk im Gedanken an Dich zu beginnen, fortzuführen und zu vollenden. Fern liegt mir und den beiden Lieben, die mir gefolgt, die theure Heimat, mir theuer bis zum letzten Athemzuge, so viel schweres Leid ich darin auch erfahren! Eine neue Heimat laß mich finden hier in dieser großen heiligen Einsamkeit! Der Born der Thränen ist in meiner Brust versiegt, die glühende Sonne des Hasses hat ihn ausgetrocknet; aber der Quell des Glaubens an Dich, des Vertrauens auf Dein ewig gerechtes Walten strömt noch in meinem Herzen ein und aus und darauf schwebt mein Geist in anbetender, dankbarer Liebe zu Dir empor! Ja, Herr über Leben und Tod, ich danke Dir für die erduldeten Leiden, sie waren und sind mir die Stufen zu Deinem ewigen Throne.“

Einige Minuten andächtigen Schweigens folgten diesem Gebete des ernsten Mannes; dann erhob er sich langsam und sprach seinen Sohn und Diener, die sich gleich ihm aufgerichtet hatten, festen Tons also an:

„Das Ziel unserer langen Wanderung ist erreicht;

an die Quellen des Missouri wollte ich Euch führen, sie glänzen vor uns in diesem fruchtbaren reizenden Thale; wir bleiben hier. Mit Hülfe der Beileisen, die wir mit uns nahmen, ist in wenigen Tagen das zur Zimmerung eines Blockhauses nöthige Holz gefällt, innerhalb einiger Wochen muß unsere Wohnung fertig sein. Laßt uns nun den Platz dafür wählen; eine dieser kleinen Inseln da vor uns wird sich am besten dazu eignen. Wir stehen jetzt auf dem Gebiete der Shoshonen und dürfen eines alsbaldigen Besuchs von ihnen gewärtig sein. Aber fern ist uns die Furcht. Fast ein Jahr nun schon hat uns die Vorsehung geleitet und beschützt, durch zahllose, schreckliche Gefahren sicher geführt, wir leben auch hier unter ihrem allmächtigen Schutze. Auch sind wir nicht als Bettler in diesen Bereich der Schlangenindianer gekommen; ich werde diesen Wilden, die übrigens nach Allem, was ich über ihr Leben erfahren, ebenso großmüthig als tapfer, ebenso bildungsfähig als kriegerisch sind, ein Stück Land abkaufen; sie kennen durch ihren Verkehr mit den Amerikanern in Astoria den Werth des Goldes und werden das meinige nicht mit Verachtung zurückweisen. Der Urwald hier ist, wie Ihr gesehen, überreich an Wild; dort auf dem Wasser, auf den Inseln erblickt Ihr zahlreiches, mannichfaltiges Geflügel; wir sind

auf lange Zeit mit Pulver und Blei versehen, und so wird es uns nicht an Nahrung fehlen; verschaffen uns die Indianer aus Astoria Korn zur Aussaat, und ich hoffe dies, so sind wir völlig geborgen. Nun kommt, wir wollen ohne Zeitverlust ans Werk und es im Vertrauen auf den Allgegenwärtigen mit Muth beginnen; folgt mir!"

So sprechend schritt der Vater dahin, gefolgt von Sohn und Diener, den sanften Abhang vom Waldsaume hinunter dem Strome zu, dessen äußerste Ausbiegung zur Rechten kaum einige Hundert Schritte entfernt war.

Ringsum üppiger Wiesengrund, dessen blumenreiches Gras den Wanderern bis an die Kniee reichte; gefällige Baumgruppen hier und da, aus deren dichten Kronen ihnen der Gesang unzähliger Vögel entgegentönte; die Luft, von köstlicher Frische und von balsamischen Düften durchflossen, sog nur allmälig die Sonnenstrahlen ein und blieb selbst in der Niederung noch erquickend; soweit das Auge reichte, nicht ein Wölkchen zu erschauen, nur daß um die höchsten Spitzen der Felsenwand im Hintergrunde dieser zauberischen Ebene breite milchweiße Streifen schwebten, die, je höher die Sonne stieg, sich mehr uud mehr verdünnten und bald wie schöne Reste golddurchwirkter Schleier im Spiele des frischen Morgenwindes umherflatterten.

Drittes Kapitel.

Die Insel.

Die Wanderer standen nun am Missouri. Das Ufer war flach und die ganze weite Schlangenwindung entlang mit Schilf und niederem Gesträuch eingefaßt. Dieser Arm des jugendlichen Stroms umschlang mehrere Inseln; die der Stelle, wo sie anhielten, zunächst gelegene und vom Ufer durch eine seichte, krystallhelle Furt von kaum fünfzig Schritten Breite getrennte war ungefähr tausend Schritte lang und bildete ein von der Mitte nach allen Seiten sanft abgedachtes, hügliges Oval, aus dessen weichem Sammtgrunde sich von der Hand der Natur höchst malerisch geordnete Bosquets und kleine dichte Haine von schön vermischtem Laub- und Nadelholz erhoben.

„Eine entzückende Stelle!“ rief hier der schöne

Jüngling aus, indem seine an sich sanften, beinahe elegischen blauen Augen rührende Begeisterung ausstrahlten. „Theurer Vater, wir können keinen anziehendern Wohnort finden als diese Insel."

„Und keinen zweckmäßigern, mein lieber Karl", entgegnete der Vater, „denn er bietet uns Bequemlichkeit und Sicherheit zugleich, das nöthige Bauholz selbst, ohne daß wir das freundliche Eiland seines ganzen natürlichen Schmucks zu berauben haben; die Verbindung mit dem Walde ist bequem durch diese Furt, die, allen Anzeichen am Ufer nach, niemals bedeutend angeschwellt sein mag; bist Du nicht auch dieser Meinung, Konrad?"

„Ganz und gar, Herr Baron", versetzte klugen Blicks der Diener; „auch glaube ich, läßt sich diese Insel mit geringer Mühe durch natürliche Verzäunung recht gut befestigen, und sie ist, wie vom Ufer, so auch von den nächsten Inseln weit genug entfernt, um mittels unserer Feuerrohre die Indianer in gehörigem Respect zu erhalten."

„Mein wackerer Freund", sagte lächelnd der Baron, „wenn uns mein bischen Gold nicht sicherer stellte als unsere Munition und Dein sehr lobenswerther Muth, so viele Proben Du mir auch davon gegeben, stände es doch immer mißlich um unsern Frieden, um unser Da-

sein, denn zur Vertheidigung eines um die ganze Insel gezogenen Hags wären mindestens ein halb Hundert Schützen nöthig; wir wollen hoffen, daß wir unser Pulver und Blei wie unsere Hirschfänger nur zum Erlegen des Wildes nöthig haben werden. Uebrigens", fuhr er nach einigem Schweigen, einen Seufzer unterdrückend und seinem Sohne wie dem Diener die Hand reichend, ernsten Tons fort, „was auch kommen möge, wir haben dem Tode wiederholt ins Auge geblickt und werden als Männer zu sterben wissen."

„Gewiß! Bei Gott!" riefen beide aus; „in jedem Augenblick, wann und wie es sei!"

Nach dieser Betheuerung traten sie, neben einander schreitend, den Weg durch die sanft gekräuselte, brillantenschimmernde Furt an, deren Wasser, dahinquellend über Kiessand und leichtes Gerölle, selbst an den tiefsten Stellen ihnen nicht bis an die Kniee reichte. Bald war sie durchmessen und das bebuschte Ufer der Insel erstiegen. Diese glich, wohin die Ankömmlinge blickten, einer geschmackvollen englischen Anlage, deren ganze Schönheit ihnen erst von ihrem höchsten Punkte, dem sie schweigend zueilten, anschaulich wurde.

Es war dies ein etwa hundert Schritte im Gevierte messendes Plateau, nicht mehr als zehn Klafter über dem Wasserspiegel des glänzenden Missouri, aus

welchem zwischen anmuthig gruppirten Eschen, Fichten und Birken hier und da seltsam gestaltete Felsblöcke hervorragten, welche eine Lichtung umfriedigten, groß genug, um ein weitläufigeres Wohngebäude zu fassen, als die Ansiedler zu erbauen im Sinne hatten.

Der Ausblick von dieser Anhöhe über das weite Flußgebiet war bezaubernd. Der strahlende Wasserspiegel, von unzählbaren größern und kleinern Eilanden durchbrochen, glich in seiner nach Norden hin unübersehbaren Ausdehnung einem riesigen Geschmeide von in Brillanten gefaßten Smaragden; der dunkle, meilenweit ostwärts sich hinziehende Urwald stand zu dem leuchtenden Felsgebirge im Westen, das seine gewaltigen Massen parallel mit ihm in das reine Aetherblau emporhob, in einem Contraste, den kein Maler sich imposanter, darstellungswürdiger denken könnte; das ganze herrliche Naturbild von einer zauberischen Ruhe durchflossen, wie sie nur ein Homer und Claude Lorrain in Wort und Farbe wiederzugeben vermochten; ein Hauch seligen Friedens wehte über diese sanften Gewässer dahin, Alles lebte und webte in ursprünglicher Schöne, mild bewegt vom Geiste der Natur.

Unsere Wanderer hatten sich auf einem ganz freistehenden Felsblocke niedergelassen und von da aus das entzückende Gemälde betrachtet; sie saßen einige Minuten,

ohne ihren Gefühlen Worte zu geben, versunken in Anschauung und in schmerzliche Erinnerungen zugleich; denn die schöne Natur liebt zur Gesellschaft die Wehmuth mehr als jeden andern Gefährten; Wehmuth aber ist der Himmelsthau auf der Rose der irdischen Liebe.

Der Baron erhob sich zuerst und sprach, sich gewaltsam ermannend:

„Hier also bleiben wir, solange es Gott gefällt. Ich nehme Besitz von diesem kleinen Paradiese, nachdem ich die Hölle und das Fegefeuer durchwandert, Besitz im Namen des Weltgeistes, der meinen Willen, meine Kraft dazu bevollmächtigt; ich nenne dieses Eiland die Insel der Erkenntniß. Nun kommt und laßt sie uns besichtigen."

Sohn und Diener folgten ihm nachsinnend. Sie stiegen den nördlichen Abhang hinunter durch liebliches Strauchwerk, stellenweise überragt von hohen Bäumen, der wellenförmigen Niederung zu, deren Boden, nur selten noch durch kahlen Steppengrund unterbrochen, immer milder sich zeigte und zuletzt in eine weite, vom üppigsten Rasensammt bedeckte Fläche auslief, die in ihrem Halbkreise nördlich ein mannshoher Hag frischgrünender und köstlich duftender Stauden umgab. Die nächste Insel, einen Büchsenschuß weit von dieser, war

halb so groß, felsiger und dünner bewachsen; die fernerliegenden glichen den beiden an Gestalt und Ausdehnung; im Westen aber erstreckte sich vom äußersten Uferarme des Stroms bis an die Rocky-Mountains eine Prairie, sodaß man zur Linken wie zur Rechten freien Ausblick hatte und jede Annäherung von Menschen gegen die nächsten Inseln leicht beobachten konnte.

Auf dem Rückwege zum felsigen Plateau, dem Mittelpunkte dieses parkähnlichen Eilandes, wohin sie sich längs des niedern, sanft gewundenen und dicht bebuschten westlichen Ufers begaben, standen sie, einige Hundert Schritte noch von der Anhöhe entfernt, in einem Bosquet plötzlich freudig überrascht vor einem Bächlein, dessen klares, behendes Wasser sich hier durch das Randgebüsche schlängelte. Sie tranken daraus, fanden es von köstlicher Frische und beeilten sich, die Natur ihres Fundes genauer zu untersuchen. Diese nicht sehr tiefe und nur drei bis vier Schuh breite, aber raschfließende Quelle, die sich unweit vom Punkte der Entdeckung in den Strom ergoß und die von da aus abgedämmt und durch die Wiesenfläche hinabgeleitet werden konnte, war für die Ansiedler nicht nur in dieser Beziehung eine Wohlthat, sondern weit mehr noch dadurch, daß sie ihnen zur Zeit, wenn das Wasser des Missouri durch anhaltenden Regen oder Schneefall im

Gebirge ungenießbar würde, ein ungetrübtes Labsahl blieb.

Alsbald ihren Lauf zum Ursprunge hin verfolgend, fanden sie diesen zwischen einer grottenartigen, von Fichten beschatteten Felsenmasse am westlichen Abhange des Hügels; eine durch Gestaltung des Gesteins wie der Pflanzen an sich schon sehr anmuthige, durch die freie Aussicht aber nach dem Hochgebirge überaus reizende Stelle, die Karl, der die Quelle bei ihrer Ausmündung und hier den Ursprung derselben zuerst erblickt hatte, sogleich für seinen fernern Lieblingsplatz erklärte und mit Zustimmung seines wehmüthig lächelnden Vaters Karlstein nannte.

An diesem lieblichen Orte ließen sie sich auf dem bemoosten, von hohem Farrenkraut und Schlinggewächsen umrankten Gesteine nieder, um auszuruhen und sich durch einige Nahrung zu erquicken. Konrad öffnete den ledernen Proviantsack, den er quer unter seinem Tornister befestigt hatte, und langte daraus den zu einer Mahlzeit für drei Männer völlig genügenden Rest einer gebratenen Hirschkeule hervor, die er sogleich mit vieler Gewandtheit zerschnitt und auf einem silbernen Teller, dem einzigen, den der treue Diener heimlich aufbewahrt hatte, mit einer Büchse Salz seiner geliebten Herrschaft sehr geschäftig präsentirte; dann

füllte er den gemeinschaftlichen ledernen Trinkbecher an der Quelle und überreichte ihn dem Sohne mit den Worten: „Ungetrübt, wie dieses Wasser, sei Ihre Zukunft!“

Nachdem sie sich sattsam gelabt, brachen sie auf und verließen die Grotte, um nun auch die Südseite der Insel zu untersuchen. Diesem Zwecke zufolge stiegen sie, statt über das Plateau den Weg einzuschlagen, die vorspringenden Felsblöcke hinunter zum Ufer und bogen von da links in ein dichtes Gehölz ein, das von der Mitte des Hügels fast der ganzen Breite der Jusel nach, sich bis zum südlichen Strande erstreckte und beinahe nur aus schönen hohen Fichten bestand, theilweise durchwachsen von dichtem Gesträuche und niederem Laubholze; ein Hain, der selbst nach Ausschlagung der zum Baue des Blockhauses nöthigen Stämme für seine Bewohner immer noch, besonders zur Sommerszeit, ein durch seinen kühlen Schatten und würzigen Duft sehr anziehender Aufenthalt bleiben mußte.

Vor einer Lichtung desselben, ungefähr fünfzig Schritte im Kreise und bedeckt von hohem Grase, hielten die Wanderer stutzend an und erhoben instinktmäßig ihre Büchsen, zum Schusse bereit; ein Geräusch aus dem nahen dichten Unterwuchse des Gehölzes war der Grund dieser Ueberraschung. Im nächsten Augenblicke — sie

standen noch hinter einigen Fichtenstämmen — flog ein Rudel Hirsche aus dem Gebüsche über die Lichtung der Anhöhe zu, quer an ihnen, nur wenige Schritte entfernt, in Gedankenschnelle vorbei, aber nicht schnell genug, um in solcher Nähe den wohlgerichteten Schüssen aus trefflichen Büchsen ganz ohne Verlust entrinnen zu können. Der Baron hatte nicht geschossen, Konrad einen mächtigen Zehnender gestreift, den sich Karl zufällig auch zum Ziel ersehen und von dessen Kugel tödtlich getroffen der Hirsch auch zusammenbrach und augenblicklich verendete. Der Diener stieß einen Freudenschrei aus; sein Herr aber gebot ihm Schweigen und seinem Sohne, der vorspringen wollte, Halt, indem er rasch und strengen Tons sprach:

„Ihr Unvorsichtigen! Ist es denn schon so lange her, daß wir der Parforcejagd der Indianer entronnen? Augenblicklich ladet Eure Büchsen und gebt keinen Laut von Euch!“

Beide gehorchten schweigend und folgten ihm, nachdem sie schleunigst geladen hatten, geradehin über den offenen Platz durch das Gehölz dem östlichen Ufer zu, von wo aus man eine weite Strecke des großen Waldes überblicken konnte. Die Besorgniß des Barons erwies sich als eine nur zu wohl begründete. Gedeckt von starken Baumstämmen und hohem Strauchwerk

erblickten sie genau an der Stelle des Waldsaums, von wo sie kaum vor zwei Stunden das schöne Stromgebiet überschaut und bewundert hatten, einen starken Trupp Indianer, bewaffnet mit Büchsen, Bogen und Tomahawks, und in nördlicher Richtung am Ufer hin eine Abtheilung derselben in beflügeltem Lauf hinter dem Rudel Hirsche drein, das zwischen Wasser und Wald über die Fläche dahinflog.

„Hatte ich nicht Recht?“ sprach der Baron leise und jetzt mit einer Ruhe, die er, seinem Sohne und Diener zur Seite, wirklicher Gefahr stets entgegensetzte. „Die Indianer hatten unsere Spur im Walde gefunden und verfolgt; sie haben nun auch Eure Schüsse gehört und warten jetzt nur noch die Rückkunft der Ihrigen ab, um uns aufzusuchen. Es sind deren, wie Ihr seht, an hundert; jeder Widerstand wäre hier lächerlich, uns zu verbergen oder zu entfliehen ist unmöglich; nichts bleibt übrig, als ihnen frei und mit dem Zeichen des Friedens ruhig entgegenzutreten; wahrscheinlich sind es Shoshonen, die nach einem Kriegszuge gegen die nicht minder tapfern Sioux oder Osagen in ihre Wigwams heimkehren; ist dies der Fall, so dürfen wir unbesorgt sein, immerhin aber folgt jetzt in Ruhe meinem Beispiele.“

Nach diesen Worten, während deren sie wiederholte

Schüsse aus der Ferne vernahmen, eilte er, von ihnen gefolgt, der Anhöhe zu.

Bald hatten sie das Plateau erreicht. Hier legten sie ihre Waffen auf ein Felsstück, brachen drei große starkbelaubte Zweige von einem Strauche und traten, diese hoch emporhaltend, auf den äußersten gelichteten Punkt, von wo aus die Indianer sie erblicken mußten, und schwangen da, die linke Hand ans Herz gelegt, ihre Friedenszeichen.

Nach wenigen Sekunden schon hatte sie der scharfe Blick der Wilden entdeckt; ein gellender Aufschrei des Trupps am Walde wie der übrigen, die, mit Beute beladen, bereits zurückeilten, gab ihnen Gewißheit. Diesem entsetzlichen Schrei folgte alsbald ein dumpfes Gemurmel, und es formte sich, nachdem alle zusammengetreten waren, ein weiter Kreis wie zur Berathung. Während derselben, die einige Minuten anhielt, blieben unsere Wanderer in unveränderter Stellung, die Zweige über ihren Häuptern schwingend, still gewärtig des da Kommenden.

Jetzt öffnete sich der Kreis, und ein Indianer, um welchen er sich gebildet hatte, vor allen übrigen ausgezeichnet durch hohen Wuchs und Schmuck, kam in Begleitung zweier andern festen und nicht sehr hastigen Schrittes die sanfte Abdachung gegen das Ufer zu

gegangen, während die Zurückgebliebenen regungslos am Walde hielten.

Angelangt an der Furt, blieben die Indianer stehen, und ihr Führer gab den auf dem Plateau Harrenden durch eine dreimal wiederholte edle Handbewegung ein Zeichen, von der Insel herab zu ihnen zu kommen, ein Act der Vorsicht, die selbst den tapfersten Wilden eigen ist.

Des Barons Winke zufolge gaben sie durch dreimaliges Senken des Hauptes auf die Brust und der Zweige zur Erde ihre Willfährigkeit zu erkennen und traten hiernach, mit Zurücklassung ihrer Waffen, den Weg auf Leben und Tod zu den Indianern an.

Viertes Kapitel.

Die Shoshonen.

In ruhiger, zugleich fester und bescheidener Haltung schritten sie neben einander den Hügel hinab und gelangten so durch das Flußbett zum jenseitigen Ufer, an dessen Rande die drei Abgeordneten der wilden Krieger ihrer regungslos harrten.

Einer von diesen, derselbe, um welchen sich früher am Walde der Berathungskreis gebildet hatte, that nun einen Schritt auf die Ankömmlinge zu und gab dem Baron, der ihm zunächst stand, ein Zeichen, er möge sprechen.

Es war dies ein schöner, stark gebauter Mann von etwa dreißig Jahren, über sechs Fuß hoch und so vollkommen ebenmäßig gegliedert, daß er jedem Bildhauer hätte zum Modelle eines antiken Kriegers dienen kön-

nen, eine Gestalt, deren Kraft und Schönheit noch durch eine Haltung gehoben ward, aus welcher mächtiges Selbstbewußtsein in weit mehr edler als wild stolzer Weise sprach, sodaß sein Anblick die Gekommenen, die ihn mit Ueberraschung und Bewunderung betrachteten, mit Vertrauen erfüllte.

Die Züge seines nicht tätowirten Antlitzes von dunklem Oliventon, ebenso rein und edel geformt wie seine Glieder, belebten sich durch einen Blick aus großen, starkbeschatteten schwarzen Augen, der bei aller Gewalt, womit er den Gegenstand erfaßte, doch etwas Weiches, Elegisches an sich hatte, das zur Mittheilung einlud.

Seine Bekleidung war malerisch ohne Bizarrerie. Um die Stirn, von der sein schwarzes glänzendes Haar in dichten, sanften Wellen auf den starken Nacken gleich getheilt niederfloß, schlang sich ein zollbreiter Reif von gelbem, hellpolirtem Metalle, woraus sich ein hoher, kronenförmiger Federschmuck erhob, dessen bunte Farben von dem dunklen Teint des Gesichts scharf abstachen. Hals und Brust trug er nackt, ohne allen Schmuck; die muskulösen Arme, gleichfalls entblößt, waren dagegen mit Korallenschnüren und goldenschimmernden Metallspangen umwunden, von denen eine über dem Gelenke der rechten Hand die Gestalt einer Schlange hatte. Von den schlanken Hüften herab bis

zu den Knieen fiel in reichen Falten ein Rock von purpurnem Wollstoffe, durch einen handbreiten Ledergürtel befestigt, von dem mehrere Scalps niederhingen. Die nackten Beine waren oberhalb der Knöchel mit einem gelben Ringe verziert und die Füße mit künstlich gearbeiteten Sandalen bekleidet. Als einzige Waffe trug er einen ungeheuren Tomahawk, ganz aus blankem Stahl, auf den er stehend sich ungebückt stützen konnte und welchen er in dem Augenblicke, da er den Fremdlingen entgegentrat, wie einen Rohrstab erhob und wieder senkte.

Seine zwei Gefährten, gleich ihm und dem Trupp am Walde nur um die Lenden bekleidet, waren vorgerückten Alters, von kräftigem, aber weit wilderem Aussehen; auch die Gürtel dieser trugen die entsetzlichen Trophäen der Indianer, und kurze Tomahawks, während sie sich auf langrohrige Flinten stützten; Gesicht und Brust, theilweise tätowirt, ließen als Hauptsymbol eine Schlange in schönem hellem Blau erblicken.

Der Baron, mehrerer europäischer Sprachen mächtig, wollte jetzt, da er sich mit den Indianern zu verständigen hatte, es zuerst mit der englischen versuchen, da ihm diese nächst der deutschen die geläufigste und dann auch anzunehmen war, daß in diesem zahlreichen Trupp Krieger wenigstens einer der ältern ihn verstehen

werde, der ihm sonach als Dolmetscher bei den Seinen dienen konnte.

„Ist einer unter Euch" — begann er sanften, ruhigen Tons die wichtige Unterredung — „der englisch oder eine andere Sprache des weißen Mannes spricht?"

Auf diese Anrede, hauptsächlich an den schönen großen Indianer gerichtet, entgegnete derselbe in englischer Sprache, worin er sich zu freudigem Erstaunen der Ankömmlinge sehr deutlich und geläufig auszudrücken verstand:

„Ich und mehrere der Meinigen verstehen und sprechen die Sprache der Bleichgesichter; unser Ohr hat sich im mexicanischen Gebiete an das Spanische, in Oregon und am Mississippi an das Englische gewöhnt, wenngleich nicht unser Herz; aber bangt darum nicht, Ihr Fremdlinge, und folgt mir getrost in die Mitte meiner Krieger, auf daß sie durch meinen Mund vernehmen, was Ihr mir anvertrauen werdet; kommt!"

Nach diesen Worten schwang der Indianer seinen gewaltigen Tomahawk über die Schulter, wandte sich rasch und schritt mit hohem Anstande dem Walde zu, gefolgt von den überraschten Fremdlingen, denen die beiden andern Indianer dicht zur Seite blieben, sodaß der Zug, der sich ziemlich rasch gegen die Anhöhe

bewegte, mehr einer Escorte von Gefangenen als einer Begleitung von Freunden glich.

In wenigen Minuten war der Waldsaum erreicht, vor welchem sich der Trupp Rothhäute in noch unveränderter Haltung befand.

Es waren fast durchgängig junge, starke und wohlgebaute Männer von mehr kriegerisch trotzigem als wildem Aussehen, nicht unedler Gesichtsbildung, wenig tätowirt, bis auf den Lendenrock nackt, die Haare lang, von einem Stirnbande um die Schläfe gefesselt, die scharfbraune Hautfarbe durch mehr oder minder schimmernden Schmuck von bunten Federn, Ringen und Glasperlen gehoben, theils mit Flinten, theils mit Bogen und Köcher versehen, keiner jedoch ohne Beil und Scalpmesser im Gürtel.

Jetzt begrüßte in nicht sehr aufmunternder Weise die Ankömmlinge ein seltsames, dem dumpfen Brausen der hohlgehenden See nicht unähnliches Getön, und letztere sahen sich plötzlich inmitten eines weiten, von den Kriegern gebildeten Kreises und aller Blicke, die indeß mehr Neugierde als Zorn aussprachen, auf sich gerichtet.

Der Baron betrachtete sie ruhig und wollte eben das Wort ergreifen, als er sich mit seinem Sohne und Diener von einem zweiten, engern Kreise umringt sah,

den der schöne Indianer mit seinen zwei Begleitern und neun aus den Aeltesten der Schaar ebenso rasch als geräuschlos geformt hatte. Ersterer schwang seinen Stahltomahawk, senkte ihn, stützte sich darauf und sprach englisch die Fremden an, indem er sagte:

„Bevor wir Euch die Friedenspfeife reichen und Euch dadurch, solange Ihr dessen würdig bleiben werdet, unsern Schutz, den der Gastfreundschaft anbieten, entdeckt uns, wer Ihr seid, was Ihr wollt, wie Ihr in dieses unser angestammtes freies Gebiet gekommen. Redet die Wahrheit, denn der große Geist hört Euch, er haßt die Lüge; aber auch wir vernehmen Euer Wort und der Menschengeist ist zu täuschen. Sprecht wahr zu mir, dem Häuptlinge eines mächtigen Zweigs vom Stamme der Shoshonen, den der Wille des Ewigen in dieses herrliche Land gepflanzt und bisher noch ungeschwächt, in voller Blüte und Frucht erhalten hat. An fünfhundert Krieger, deren Tapferkeit tausend Stellen zwischen den zwei großen Strömen bestätigen, gehorchen mir; dennoch spreche ich friedlich zu Euch, denn Eure Zweige haben die Zornesglut ermäßigt, die an den Schläfen des rothen Mannes beim Anblicke des weißen als Schlange emporzüngelt und das Gehirn entflammt zu Gedanken der Gewalt. Noch einmal, sprecht frei und wahr; drei

dieser bejahrten Helden mir zur Seite verstehen gleich mir Eure Sprache und, was noch mehr, ihr Blick ist, wie der meinige, nicht zu täuschen, er findet den Weg durchs Auge zum Herzen. Redet nun, ich habe gesprochen."

Die Greise neigten mehrmals, wie zum Zeichen des Beifalls für die Worte ihres Häuptlings, die von langen grauen Haaren umwallten Häupter und gaben dem Baron durch eine sanfte Handbewegung zu erkennen, daß sie nunmehr seiner Rede gewärtig seien. Und dieser, während sein Sohn, der des Englischen gleichfalls mächtig und von den Worten wie von dem ganzen heroischen Wesen des Häuptlings sichtlich ergriffen war, denselben mit immer steigender Bewunderung offen ins Auge faßte, nahm jetzt, seinen Zweig wie zum Gruße senkend, mit vollkommener Ruhe in Miene und Stimme das Wort und sprach:

„Das Reich des großen Geistes ist ohne Grenzen und allüberall ist Leben durch ihn und in ihm. Er kennt keinen Unterschied der Farben, keinen der Sprachen; die Farben sind für ihn nur Strahlenbrechung seines ewigen Lichts, die Sprachen nur das wechselnde Lallen seiner Kinder; es lebt nur ein Gott und wir alle sind durch ihn, den Einzigen!"

Die Greise blickten den Sprechenden mit Verwun-

derung an, der Häuptling aber gab ihm einen flüchtigen Wink, inne zu halten, richtete sich empor und theilte mit erhobener Stimme seinen Kriegern den Inhalt der eben vernommenen Anrede in ihrer Sprache wörtlich mit, worauf ein beifälliges Gemurmel durch den weiten Kreis hin erfolgte. Dann begann der Baron von neuem und sprach also weiter:

„Die Erde ist groß und schön, aber ungleich vertheilt sind ihre Güter, und es ist die Nothwendigkeit, die auszugleichen strebt. Fern im Osten von Euch, Ihr freien tapfern Söhne dieses fruchtbaren Landes, leben Millionen auf einem Gebiete, das für Hunderte von Euch zu klein, zu beschränkt erschiene, denn Euer Schritt ist rasch wie der des Edelwildes, das Ihr jagt, und Eure Brust ist gewöhnt an den ungetrübten, reinen Hauch Eurer unermeßlichen Ebenen und Wälder. Ihr kennt nicht die Noth, Ihr habt nie Thränen gesehen, wie sie Armuth und Kummer den schlaflosen Augen einer Mutter, eines Vaters erpressen; aber Ihr habt davon gehört und ich bin nicht gekommen, Euch belehren zu wollen. Auch kam ich nicht hierher, vom Nahrungstriebe fortgestoßen; ich hätte mir, meinem Sohne und Diener, die Ihr an meiner Seite seht, durch das Gold, welches ich bei mir führe, in meiner Heimat fern im Osten über dem Meere, sowie unter

den Amerikanern in den sogenannten freien Staaten guten Unterhalt verschaffen können; aber es zog mich eine andere, tief in der Brust begründete Nothwendigkeit aus den Städten und Dörfern der weißen Männer fort und zu Euch, von deren edlem Sinne, wie er meist mit wahrer Tapferkeit vereint, ich gehört habe, um mit den Meinigen unter Eurem Schutze zu leben und zu sterben."

Hier hielt er inne, und der Häuptling, dessen dunkelblickendes Auge bei des Redners letzten Worten seltsam, jedoch nicht beunruhigend aufleuchtete von heftiger Gemüthsbewegung, sah jetzt wieder im Kreise umher und trug das Gehörte mit lauter, wohltönender, gegen den Schluß hin gerührt erbebender Stimme vor.

Karl und sein Vater bemerkten den höchst günstigen Eindruck, den diese Mittheilung auf die Indianer hervorbrachte, hüteten sich aber wohl, einen Blick der Zuversicht zu wechseln; sie blieben regungslos stehen und vernahmen hoffnungbeseelt das laute Beifallsmurmeln der Schaar, welches erst auf ein Zeichen des Führers in ehrerbietiges Schweigen überging, wonach derselbe den Baron mit wenigen, sehr freundlich betonten Worten einlud, das noch zu Sagende vorzutragen. Dieser verneigte sich und schloß seine Rede also:

„Ich war in meiner Heimat kein Krieger, sondern ein Mann des Friedens, aber ich war ein Streiter für die Wahrheit und meine Waffe war das Wort der Ueberzeugung. Der Schein besiegte mich, ich unterlag und zog mich zurück, verfolgt von Hohn, erfüllt von Gram. Meine Feinde machten mir die geliebte Heimat zur Wüste, und ich floh durch sie dahin, halb verschmachtend. Meine Gattin brach in Kummer zusammen und starb; dieser Jüngling, mein einziger Sohn, und dieser treue Diener folgten mir in die Fremde. Ich beschloß, mit ihnen zu Euch zu fliehen. So überschifften wir den Ocean und gelangten nach vielem Ungemach bis zur Mündung des Mississippi. Hier bestiegen wir ein nach St.-Louis bestimmtes Fahrzeug und erreichten auch wohlbehalten diesen Ort. Die Fahrt von dort den Missouri aufwärts, unser ferneres einsames Wandern durch Prairien und Wälder bis hierher in Euer Gebiet war ein fast ununterbrochenes Ringen mit Mangel und Gefahren jeder Art; aber der große Geist hat uns beschützt, und nunmehr haben wir das Ziel unserer Wanderung erreicht, sofern Ihr uns hier dulden werdet. Die kleine Insel dort, wo Ihr uns gefunden, mit einem von Euch zu bestimmenden kleinen Jagdgebiete, das hinreichend für die Bedürfnisse dreier an Mäßigkeit gewöhnten Menschen, und ein

Stückchen Land, um Getreide darauf zu bauen, dies ist's, um was ich bitte und was ich Euch abkaufen will; berathet, beschließt."

Auch diesen Schluß der Rede theilte der Häuptling der Menge mit und wandte sich dann dem Baron mit den Worten zu:

„Wir werden berathen, beschließen; tretet indeß beiseite und lagert Euch dort im Schatten der Bäume; bald vernehmt Ihr unsern Willen."

Die Kreise öffneten sich und ließen die Fremdlinge anscheinend unbewacht unter eine vorspringende Baumgruppe treten, wo sie sich auch der empfangenen Weisung nach im Grase lagerten. Hier reichte der Baron seinem Sohne die Hand, welche dieser ans Herz drückte, indem er ihm tief ergriffen zuflüsterte: „Hoffe, mein theurer Vater!"

Konrad wechselte nur mit beiden einen flüchtigen Blick der Zuversicht und des Muthes.

Jetzt veränderte sich die Scene vor ihnen.

Die Aeltesten der Indianer hatten sich auf einer mäßigen Erderhöhung niedergelassen und die übrigen setzten sich, einen dichten Halbkreis um sie bildend.

Der Häuptling, der allein inmitten desselben stehen geblieben war, redete nun die Versammlung in der weichklingenden Sprache der Shoshonen an und schien

während seines Vortrags sehr bewegt. Diesem folgte beifällige Zustimmung. Nachdem er sich zwischen den Greisen gelagert, erhob sich einer der Indianer, die ihm zur Insel gefolgt waren, ein Mann von harten, kalten Gesichtszügen, der alsbald seine Rede in strengem Tone begann und beinahe eine Viertelstunde ununterbrochen sprach, wobei er wiederholt ziemlich heftig gestikulirend auf die Fremdlinge hinwies und die er damit schloß, daß er, einige Worte mehr schreiend als sprechend, mit der Linken seine Stirnhäute am Gürtel berührte, indeß seine starke Rechte rasch nach dem Scalpmesser griff.

Das Antlitz des Häuptlings verrieth während der Rede dieses starren, unbeugsam feindseligen Kriegers, was in seiner Seele vorging; es erschien dies als ein Gemisch tiefen Schmerzes und Zorns, klugen Nachsinnens und verletzten Stolzes; mehrmals maß er den Redner mit einem furchtbaren Blicke, senkte aber dann sogleich das flammende Auge wieder und drückte den Tomahawk krampfhaft in den Boden.

Als der wilde Sprecher geendet und seinen frühern Platz eingenommen hatte, erhob sich der älteste der Indianer, ein Greis von ehrwürdigem und zugleich noch sehr rüstigem Aussehen.

Dieser sprach nur wenig, aber die Wirkung seiner

Worte war eine entscheidende, denn ein allgemeiner Ausruf beifälliger Zustimmung drang aus dem Kreise und der Häuptling sprang auf und drückte ihm strahlenden Blicks die Hand. Hierauf redete der schöne junge Führer seinen Trupp noch einmal an und rief sodann den drei Harrenden englisch zu, in den Kreis zu treten.

Fünftes Kapitel.

Der Häuptling.

Diese thaten, wie ihnen geheißen worden, und wieder bildete sich ein Kreis um sie. Als sich alle gelagert hatten, ward die Friedenspfeife angebrannt und dem Greise gereicht, der zu Gunsten der Ansiedler gesprochen. Er that einen leisen Zug daraus; die Aeltesten folgten seinem Beispiele. Der letzte von ihnen übergab sie dem Häuptlinge, und dieser, nachdem er sie mit den Lippen berührt, reichte sie dem Baron, der vor ihm saß, mit den Worten:

„Nimm die Friedenspfeife und führe sie zum Munde; ein Gleiches mögen Dein Sohn und Diener thun.“

Es geschah und hierauf ging die Pfeife im ganzen Kreise umher. Und der Häuptling nahm wieder das Wort und sprach:

„Nun bist Du uns kein Fremdling mehr, sondern ein Gastfreund und als solcher mit den Deinen unseres treuen Schutzes versichert. Du hast offen gesprochen und die ehrwürdigen Väter hier haben in Deinem Herzen Güte, in Deinem Geiste Weisheit gefunden. Wir haben berathen und beschlossen; Deine Bitte ist Dir gewährt: jene Insel mit einem Stück Land den Strom entlang und einer Strecke Wald, die wir noch bezeichnen werden, ist Dein; was Du dafür, nicht an mich, sondern an die Aeltesten meines Stamms, von Deinem Golde hingibst, bleibt Dir anheimgestellt. Unsere Wigwams stehen in den grünen, lachenden Thälern der Rocky-Mountains; nur uns bekannte Engpässe führen dahin. Meine Krieger kehren zu ihren Squaws, Kindern und Geschwistern zurück, um auszuruhen von einem mondenlangen Zuge voll Ruhm und Beute. Ich werde mit einigen von ihnen kurze Zeit noch hier verweilen und Euch Eure Wohnung bauen helfen. Was Ihr an Korn zur Aussaat, wie an Pulver und Blei bedürfen werdet, sollt Ihr durch uns erhalten. Und nun erhebt Euch und sagt Euren neuen Freunden Lebewohl!"

Alle erhoben sich hier auf seinen Wink, und der Baron, nachdem er einige Worte des Dankes an den Häuptling und die Greise gerichtet hatte, nahm aus

seinem Gürtel eine Rolle von hundert Guineen, öffnete diese und legte die funkelnden Goldstücke vor den Aeltesten auf den Rasen mit der herzlich ausgedrückten Bitte nieder, seiner kleinen Ansiedelung den Schutz des mächtigen Stamms nie entziehen zu wollen.

Mehr noch als die blanken Goldstücke auf dem grünen Sammt blitzten die Augen der meisten Indianer bei diesem Anblicke, vor allen die desjenigen, der so heftig gegen die Aufnahme der weißen Männer gesprochen hatte und der, wie sich noch zeigen wird, seinen Beinamen „die Klapperschlange" mit vollem Rechte führte; sein Blick aus tiefliegenden kleinen, widerlich stechenden grünen Augen schoß giftig umher und sein scharfgezeichnetes Gesicht nahm einen Ausdruck von schaudererregendem Ingrimm an, in den sich ein häßlicher Zug von Hohn und tiefbrütender Rache mischte.

Das Geld wurde von den Aeltesten in Empfang genommen und dann vom Häuptlinge, dessen scharfem Blicke das Benehmen seiner Leute, besonders der Klapperschlange, nicht entgangen war, der sich übrigens anscheinend ganz gleichgültig bei dieser kurzen Scene verhalten hatte, der Befehl zum Aufbruche des Trupps nach den Bergen ertheilt, dem man auch sogleich Folge leistete. Alsbald hatten sich die Indianer mit der ihnen eigenen geräuschlosen Schnelligkeit zum Zuge an-

geschickt und folgten jetzt, nach einer letzten kurzen und leise geführten Unterredung zwischen dem Häuptlinge und den Aeltesten, diesen hinab zum Ufer, die Furt schief entlang zur Insel, hinter deren südlichem Waldsaume endlich der ganze Trupp verschwand.

Der Häuptling, zubenannt „die Riesenschlange", war mit fünf der jüngsten und kräftigsten Indianer, die er selbst ausgewählt hatte, zurückgeblieben. Er schien in sehr ernstes Nachsinnen versunken und tiefes Schweigen herrschte, bis der Zug seiner Krieger hinter der Insel verschwunden war. Da fuhr er sich mit der linken Hand über Stirn und Augen, holte tief Athem und sprach den Baron abermals englisch also an:

„Meine Leute hier verstehen diese Sprache nicht, in der ich fortan mit Euch reden werde. Sie lieben mich und werden Euch darum ehren. Mit ihrer Hülfe erbaut Ihr Eure Wohnung. Die Landstrecke längs des Ufers, sechsmal so groß als diese Eure Insel, und ein Stück Wald, dessen Umkreis Ihr in einem Tage beschreiten könnt, gehören Euch; bedürft Ihr in Zukunft mehr, soll es Euch gleichfalls werden. In wenigen Tagen wird man Euch Getreide, Werkzeug und Schießbedarf bringen; mittlerweile wollen wir ungesäumt auf der Insel den Bau beginnen. Kommt nun!"

Und die Ansiedler folgten ihm und den jungen

Kriegern, noch wie betäubt von all diesen Vorgängen und von Staunen erfüllt über das außerordentliche Wesen des edlen Häuptlings.

Angelangt auf dem Plateau der Insel, nahmen sie ihre Büchsen und Hirschfänger an sich und folgten dem Beispiele ihres Beschützers, der sich auf einem Felsstück niederließ, während die andern Indianer, wie seines Befehls gewärtig, stehen blieben. Alsbald auch ertheilte ihn derselbe und er lautete dahin, das zu einer Hütte nöthige Holz zu fällen, welche den Ankömmlingen bis zur Vollendung eines Blockhauses genügte, sodann im nahen Walde ein Stück Wild zur Bereitung eines gemeinschaftlichen Mahls aufzusuchen.

„Für letzteres", sagte Karl lächelnd, „habe ich schon vor Eurer Ankunft, obgleich ein wenig vorlaut, wie mein guter Vater meinte, gesorgt."

„Wie so das?" fragte der Häuptling, den offenen, blühenden Jüngling mit sichtlichem Wohlgefallen, ja mit einem Ausdrucke von Rührung betrachtend. „Die Feuerwaffe kleidet meinen jungen Bruder gut, aber weiß er sie auch schon sicher zu führen?"

„Das will ich meinen!" rief der Gefragte mit Wärme aus und setzte dann, den Ton bescheiden herabstimmend, gemüthlich hinzu: „Ihr habt wohl, als Ihr diesen Morgen aus dem Walde tratet, die zwei rasch

auf einander gefallenen Schüsse gehört, nicht wahr? Nun gut. Als wir da unten im Gehölze an eine Lichtung kamen, flog ein Rudel schöner Hirsche an uns vorüber. Mein besonnener Vater schoß nicht, ich aber drückte ab und erschoß den Anführer dieser flüchtigen Gesellschaft, den Freund Konrad hier nur gestreift hatte, einen tüchtigen Zehnender, der noch unten im Gehölze liegen und uns für mehrere Tage köstlichen Braten geben wird, falls Ihr nämlich damit einverstanden."

„Ohne Zweifel", entgegnete der Häuptling freundlich, indem er Karl's Hand ergriff und herzlich drückte, „vollkommen einverstanden, wackerer Schütze."

Dann wandte er sich den Indianern zu und befahl ihnen, das erlegte Wild an der bezeichneten Stelle der Insel aufzusuchen und zu zerlegen, um nach gethaner Arbeit einen Theil davon zum Mahle bereit zu halten.

Die Indianer entfernten sich, seinem Befehle nachzukommen, und er nahm nach einer kurzen Pause das Wort wieder, indem er sagte:

„Laßt uns nun bis zur Rückkehr meiner jungen Krieger von dem sprechen, was Euch angenehm sein mag. Die Hütte soll noch vor Sonnenuntergang fertig und inzwischen das Stück Hirsch gebraten sein; für heute mögt Ihr ausruhen und Euch erlaben, mit dem

kommenden Morgen beginnt dann Euer neues Dasein, getheilt in Arbeit und gedankenvolle Einsamkeit. Wie aber nenne ich Euch fernerhin, meine weißen Brüder?" setzte er, die hohen Lider senkend, hinzu.

„Nennt mich", sprach der Baron bewegt, „fortan einfach Gotthold, denn so heiße ich; wollt Ihr mich Vater Gotthold nennen, um so besser, mir um so wohltönender; denn Ihr, mein großherziger Beschützer, habt bereits mein ganzes Herz gewonnen und ich werde mich glücklich fühlen, Euch als meinen zweiten Sohn betrachten zu dürfen."

Bei diesen Worten streckte er dem Häuptling seine Rechte entgegen; letzterer aber, statt sie zu erfassen, sprang auf, warf seinen Tomahawk von sich und stürzte in die Arme des Barons, der sich ebenso rasch erhoben hatte, mit dem bebenden Ausrufe: „Vater! O ja, mein Vater!"

„Vergiß Deines weißen Bruders nicht", rief der Sohn des Ueberraschten, wonnig Bestürzten, indem er um beide seinen Arm schlang, „Deines Bruders Karl, der Dich nicht minder lieben wird als Vater Gotthold!"

„Mein lieber Bruder Karl!" stammelte der Häuptling, in dessen schönem Auge eine Thräne glänzte, Vater und Sohn umarmend. „Es ist das ein schöner Tag für mich; Dank und Preis dafür dem großen Geiste!"

„Und was bin denn ich?“ stotterte Konrad in gebrochenem Englisch, das er um Vieles besser verstand als sprach, indem er zu der innig verschlungenen Gruppe trat. Darf ich denn nicht auch den edlen rothen Mann lieben?“

„Wer Du bist?“ rief Herr Gotthold, ihm rasch zugekehrt, mit liebevollem Eifer sich aus der Umarmung halb losmachend. „Der treue Diener seines Herrn, der hingebendste Freund bist Du, und dieser edle Mann wird Deine Liebe nicht geringer schätzen als ich.“

„Treue“, sagte der Häuptling wie zu sich selbst, indem er melancholisch lächelnd zu Boden blickte, „ist ein schönes, aber seltenes Gut.“

Dann richtete er, gleichsam aus einem Traume aufgeschreckt, das Haupt rasch empor und wandte sich dem Diener mit den Worten zu: „Bleibe treu; der große Geist belohnt treue Liebe, die Blitze seines Zorns treffen früher oder später den Verrath.“

Vater und Sohn wechselten einen fragenden Blick; beide fühlten, daß hier eine Saite in des Indianers Brust berührt worden, die eine für ihn schmerzliche Erinnerung anklang; sie schwiegen und überließen es ihm, die Stimmung des Augenblicks festzuhalten oder zu verändern. Er aber bat sie, sich ihm zur Seite zu setzen, und sprach, nachdem dies geschehen:

„Vater, kannst und darfst Du Deinem angenommenen Sohne aus Deiner Vergangenheit erzählen, so thue es jetzt; Zeit und Ort sind günstig und mein Herz ist offen.“

„Ich will es“, entgegnete Herr Gotthold mit einem Blicke zum Himmel; „mein Sohn und Konrad kennen bereits zum Theile die Geschichte meines Lebens und dürfen das ihnen noch Unbekannte hören.“

Nach diesen Worten legten sie Gepäck und Waffen ab, und er theilte dem Häuptlinge mit, was folgt.

Sechstes Kapitel.

Herr von Bergen.

„Mein Name" — begann er nach einigem Schweigen ruhigen, würdevollen Tons — „ist Gotthold von Bergen, und ich stamme aus einer alten freiherrlichen Familie Deutschlands. Aber hat mein edler Sohn jemals von diesem Lande gehört?"

„Nicht allein von Deinem Vaterlande", lautete die Antwort, „sondern von allen Ländern Europas und der übrigen Erdtheile; ich habe mir, schon vor Jahren, wie jetzt Deine Freundschaft, die eines edlen Spaniers im mexikanischen Gebiete und durch ihn viele Kenntnisse erworben; ich weiß um die Verhältnisse der Staaten zu einander, kenne, wie die Natur und Gestalt, so auch die Geschichte der ganzen Erde. Darum fahre fort in Deiner Erzählung, mein Geist ist wie mein Herz empfänglich für Alles, was Du sagen wirst."

Bei dieser Aeußerung des Häuptlings konnte sich Herr von Bergen nicht länger enthalten, seinem Staunen Worte zu geben, und er sprach tiefbewegt:

„Vom ersten bis zu diesem Augenblicke hat mich Dein Wesen und Thun, wie mit Dankbarkeit, so mit Bewunderung erfüllt; das Glück, einen Freund Deiner Art gefunden zu haben, erscheint mir als ein vom Geschick endlich gegönnter Ersatz für das namenlose Leid, so ich durch einen Feind in meiner Heimat erlitten."

„Das Menschenherz" -- unterbrach ihn der Shoshone ernsten Tons — „ist geneigter zum Hasse als zur Liebe. Auch ich habe gehaßt, tödtlich! Da sandte der große Geist einen Strahl aus der Sonne seiner Allweisheit in meine finstere Brust und meine Seele erwachte im schönen Morgenlichte der Bildung. Ich war böse und bin gut geworden, mein Geist war krank und genas an der Quelle des Wissens; ohne Bildung steht der Mensch dem Thiere gleich, oft unter ihm. Nun aber sprich weiter, ich höre."

Und Herr von Bergen fuhr also zu erzählen fort:

„Meine Familie war reich und ich der einzige Erbe meines Vaters, eines ausgezeichneten Staatsmanns, den ich leider zu früh verlor, denn ich zählte bei seinem Tode kaum neunzehn Jahre. Meine Mutter folgte ihm schon nach wenigen Monden ins Grab, und ich stand

allein zu einer Zeit, da ich eines Führers zumeist bedurfte, um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche des Herzens, da die heftigsten Stürme der Leidenschaften zu rasen pflegen. Ich studirte, aber den günstigen Erfolg meiner Studien dankte ich mehr meiner Fassungskraft als dem Fleiße, denn ich erlernte Alles nur so in flüchtigem Raube, alte und neue Sprachen, Geschichte und mehrere Wissenschaften, von denen mich die des Rechts im ganzen weiten Sinne des Worts am meisten anzog. Aus dem durchstürmten Meere der ersten Jugend lief ich, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, in den Hafen stiller Häuslichkeit ein; ich war gerettet durch ein edles Weib.

Mein Vater hatte den Wunsch gehegt, daß ich mich gleich ihm dem Staatsdienste widmen sollte; ich aber zog es vor, meinen eigenen Acker zu bestellen, und blieb Landmann, glücklich, selig an der Seite meiner ebenso trefflichen als schönen Gattin, die mich noch im ersten Jahre mit einer holden Tochter beschenkte und mir im folgenden diesen meinen Sohn gebar. Aber was unterliegt nicht dem wandelbaren Geschicke! Ich sollte seine Launen kennen lernen. Nach fünf wonnevoll durchlebten Jahren starb meine Gattin. Ich litt unaussprechlich, und nur die Liebe zu meinen beiden Kindern erhielt mich aufrecht. Die Einförmigkeit des

Landlebens, mir bis dahin so süß, gab meinem Grame um die theure Hingeschiedene zu viel Nahrung, auch erheischte bereits die Erziehung meiner Kinder zu große Sorgfalt, als daß ich mich noch länger hätte von der Stadt fern halten können; ich kehrte mit den Meinen in die Residenz zurück. Hier nahm ich meine Lieblingsstudien wieder auf und theilte meine Zeit und Kraft in geistige Arbeit und die Pflege meiner Kinder, die beide gesund an Leib und Seele emporblühten, mir zur Freude. Mit der Wiederaufnahme der Studien kam mir auch der Wille meines Vaters wieder zu Sinne und ich beschäftigte mich mehr und mehr seinem Plane gemäß, mich dem Staatsdienste zu widmen. Name, Vermögen, Sprachkenntnisse und innigste Vertrautheit mit den politischen Verhältnissen machten mich zumeist für die umfassendste, aber auch zugleich gefahrvollste Thätigkeit, für die Diplomatie geschickt.

Es sind nun zehn Jahre her, daß ich in den Staatsdienst trat. Um jene Zeit, kurz nach der neuen Gestaltung der Dinge in Frankreich, durchdrang der Geist der Julirevolution fast alle Länder Europas. Auch der Fürst meines Landes sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, eine freiere Verfassung einzuführen; es bildete sich alsbald, und anscheinend zur Befriedigung der Gesammtheit, eine klare, redliche Constitution aus,

mit deren Entwurfe ich und ein Staatsdiener bürgerlicher Abkunft, Namens Müller, ein Mann von außerordentlichem Wissen, durchdringendem Scharfblicke, aber höchst ehrsüchtig und intriguant, beauftragt worden waren.

Beide fast in gleichem Alter — ich zählte damals fünfunddreißig Jahre — waren wir und blieben in allem Uebrigen so entschiedene Gegner, daß an ein harmonisches Zusammenwirken unserer Kräfte nicht zu denken war. Sein Streben ging dahin, Minister zu werden, und er setzte alle ihm zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung, sich auf diesen Posten zu schwingen. Er war Advocat, gehörte zur äußersten liberalen Partei und wurde von dieser als Kammermitglied gewählt, während ich als Vertreter des conservativen Princips dem Throne fest zur Seite blieb und die Regierung stützte.

Ein neues Ministerium mußte geschaffen werden. Es geschah und zwar im Sinne der Freunde gemäßigten Fortschritts, loyaler Staatsentwicklung. Advocat Müller fiel bei jener Wahl durch, indeß mir der Fürst eins der bedeutendsten Aemter nach dem Wunsche der Majorität anvertraute. Dies entflammte den Haß meines Gegners bis zu verzehrender Glut; er trat in der Kammer als mein entschiedener Feind auf und

schwur mir ohne Rückhalt den Untergang. Ich nahm den Kampf an und bot alle meine Kräfte auf zur Erhaltung dessen, was mir aus gereifter Ueberzeugung als unantastbar und aus angeborener Liebe als heilig erschien. Dieser Kampf der Ideen, mit wechselndem Glücke geführt, währte fünf Jahre hindurch und endete mit meinem Sturze; die Opposition hatte gesiegt, Advocat Müller kam auf meinen Posten. Ich reichte tief verletzt meine Entlassung ein; sie ward angenommen, und ich zog mich abermals in die Einsamkeit des Landlebens zurück, an schmerzlichen Erfahrungen reicher, die ich um den Preis von fünf Jahren unermüdlicher Thätigkeit erkauft hatte. Mir folgte das Hohngelächter der Sieger, dem ich unverbrüchliches Schweigen entgegensetzte; mit ihrem Triumphe nicht zufrieden, ergossen sie sich, durch meine ruhige Haltung gereizt, in Schmähungen, zuletzt sogar in Verleumdungen über mich; diesen schenkte man keinen Glauben und gegen jene war ich gewappnet mit dem guten Stahle des Selbstbewußtseins; ich ließ die Elenden gewähren und gab mich, wenngleich leidend, an die treue Natur und an meine geliebten Kinder hin, deren Erziehung ich durch eine sehr gebildete Genferin und einen trefflichen jungen Mann aus meiner Vaterstadt leiten ließ und die ich, da beide ihren Aufenthalt in meinem Hause

hatten, selbst zu überwachen Gelegenheit hatte. Meine Tochter —"

Hier bebte die Stimme des Erzählers und er drückte sich beide Hände krampfhaft ans Gesicht.

„Vater, lieber Vater", rief Karl aus, indem er sich ihm anschmiegte, während Konrad's Augen sich mit Thränen füllten, „warum diesen ungeheuren Schmerz in Deinem Herzen wachrufen? Genügt es nicht, unserm edlen Freunde hier zu sagen, daß Du Dein Kind durch das Walten eines unbegreiflichen Geschicks verloren und nur noch Deinen Sohn hast, der freudig in den Tod ginge, könnte er Dir dadurch die Verlorene ersetzen?"

Der Häuptling, der bisher mit ungetheilter Aufmerksamkeit zugehört hatte, betrachtete bei den liebevollen Worten des Jünglings diesen und den Vater mit dem Ausdrucke innigster Theilnahme; dann legte er auf des letztern Schulter seine Rechte und sprach:

„Folge dem Rathe Deines Sohnes und verschließe Deinen Schmerz in der Brust, wenigstens für heute der große Geist gönnt uns für Alles Zeit."

„Nein", versetzte Herr von Bergen, indem er die Hände in den Schooß sinken ließ und seinen Sohn wie seine Freunde gerührt anblickte, „nein; der erwachte Schmerz will sich frei ergehen gleich der erweckten Lust.

Mein Sohn, erst hier, jetzt erst, geschieden und wahrscheinlich für immer von der sogenannten civilisirten Welt, sollst Du erfahren, auf welche Weise ich meine Tochter, Du Deine gute Schwester verloren; ein Geheimniß, um welches bis jetzt nur ich und Konrad wußten und das ich nunmehr Dir und Deinem edlen Bruder mittheilen will, entdecken muß, soll es mir nicht die Brust zersprengen. Vernehmt mich denn und erwägt, was ich gelitten und noch leide!"

Nach einer Pause bangen Schweigens, während welcher sich die Gemüther auf das Kommende vorzubereiten schienen, erzählte er weiter:

„Meine Tochter hatte noch nicht ihr sechzehntes Jahr vollendet, als sie schon in allen Familien der mir benachbarten und theilweise sehr freundschaftlich zugethanen Gutsbesitzer durch ihre fast ideale Schönheit, engelgleiche Milde und echt weibliche Bildung ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war; sanft strahlend wie der Stern der Liebe ging sie auf und unter, immer der Sonne der Wahrheit nahe, in stets gleicher friedlicher Schöne das ewige Licht abstrahlend zu stillem Entzücken aller, die sie sahen.

Eines Tages machte mich ihre Erzieherin aufmerksam, daß sie die bis dahin so ruhige Gemüthsstimmung ihres Zöglings seit kurzem seltsam verändert finde, und

drang in mich, meine Tochter zu beobachten, denn sie gebe sich, sobald sie unbemerkt zu sein glaube, schwärmerischem Nachsinnen hin, sei zerstreut und betrachte das Bildniß ihrer Mutter mit bethränten Augen, gleich als wollte sie sagen: Ach, warum lebst Du nicht mehr? Dir hätte ich mich ohne Scheu vertraut. So sprach die Gouvernante und fügte hinzu, daß sie keimende Liebe für den Grund dieser auffallenden Umwandlung im Wesen meiner Tochter halte.

Ich war bei dieser Mittheilung bestürzt, dankte übrigens der jungen Dame mit der Versicherung, ihren Rath befolgen zu wollen, und überlegte dann ernstlich, was in dieser wichtigen Angelegenheit zu thun sei. Offenes Entgegenkommen schien mir das Beste; nur galt es, das Mädchen selbst in dieser Stimmung zu finden.

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten. Noch denselben Tag bei Sonnenuntergang — es war ein herrlicher Sommerabend — sah ich meine Tochter in den Garten gehen und folgte ihr von weitem. Sie erging sich darin träumerisch, das Köpfchen gesenkt, pflückte einige Blumen, die sie allmälig wieder, was sie sonst nie gethan, zerpflückte und vor sich hin streute, und blieb bisweilen mit gefalteten Händen wie betend stehen. In dieser Stellung überraschte ich sie, indem ich, aus einem Bosquet ihr zur

Seite tretend, plötzlich vor ihr stand und sie schmerzlichen Blicks betrachtete.

Sie sah mich, bebte in sich zusammen und sank mir mit dem von Thränen halberstickten Ausrufe: „Mein theurer Vater!“ in die ihr entgegengebreiteten Arme. Ich führte die halb Ohnmächtige in eine nahe Laube, ließ mich da mit ihr nieder, hielt sie umschlungen und sprach:

„Meine gute Tochter leidet und kränkt ihren bekümmerten Vater durch Schweigen, durch Mangel an Vertrauen.“

„O nein, nein!“ stammelte sie, ihr glühendes Antlitz an meine Brust drückend und leise erzitternd; „nicht Mangel an Vertrauen ist es —“

„Also Scheu vor mir, mein Kind?“ fragte ich sanft.

Sie verstummte, am ganzen Leibe bebend.

„Und wenn ich die Quelle Deines Leidens kennte, ohne daß Du mir sie gezeigt?“ sprach ich nach einigem Schweigen noch milder und die Beklommene inniger umschlingend.

„Mein Vater“, flüsterte sie kaum hörbar, sich wie zum Schutze vor sich selbst an mein Herz pressend, „Verzeihung —“

„Nur die Schuld bedarf des Verzeihens, und meine Tochter kann nicht schuldig sein, außer darin, daß sie schwieg und noch immer schweigt.“

„Vater, ich — ich liebe.“

„Ich wußte es, mein Kind, sowie ich auch überzeugt bin, daß der Mann Deines Herzens meiner wie Deiner Achtung würdig sein wird. Ich kenne ihn nicht; darum richte Dich auf und sprich zu mir, da Deine Mutter nicht mehr ist, sage mir Alles; Dein wahres Glück im Auge, werde ich nichts übersehen und nach dem Gebote meiner Liebe wie meiner Pflicht urtheilen und danach handeln.“

Und sie erhob das liebe, von goldigen Locken umwallte Haupt, trocknete sich die schönen, sanftblauen Augen, in denen noch ein Himmel von Unschuld lag, und sprach halblaut also zu mir:

„Ich brachte vor drei Wochen mit Deiner Erlaubniß einige Tage bei meiner Freundin Hermine auf der schönen Villa ihrer Aeltern zu. Es wurde, wie Du weißt, am ersten jener Tage das Geburtsfest der Frau vom Hause gefeiert und sie sah dabei, wie immer, zahlreiche Gesellschaft um sich. Darunter befanden sich mehrere Cavaliere aus der Nachbarschaft, selbst aus der Residenz. Einer von diesen, ein junger venetianischer Conte, erwies mir sehr viel Aufmerksamkeit, aber in so anstandsvoller, bescheidener Weise, daß ich, so verlegen es mich auch machte, ihm doch nicht abstoßend begegnen konnte. Als er mit den übrigen

Herren spät am Abend sich empfahl, sagte er leise zu mir: ‚Sie bleiben mir unvergeßlich; im Hause Ihres Vaters sehe ich Sie wieder.‘“

„Aber“, unterbrach ich die bang Erzählende in unwillkürlich strengerem Tone, als ich eigentlich wollte, „dieser junge Mann hat Dich doch nicht innerhalb dieser drei Wochen in meinem Hause gesehen, wenigstens nicht gesprochen?“

„Nein, mein Vater“, entgegnete die Aermste unter Thränen mit rührender Unschuld; „er ist nicht gekommen und darum eben weine, darüber gräme ich mich.“

„Du liebst ihn also, mein Kind?“

„Ja, mein Vater!“

„Und wenn er Dich bereits vergessen hätte?“

„Das ist unmöglich, denn er betheuerte das Gegentheil und ich halte ihn für einen Mann von Ehre.“

„Wenn es aber dennoch der Fall wäre?“

„So würde ich ihn doch nie vergessen, wenn Du mich auch nie mehr um ihn weinen sehen würdest.“

Diese Wahrheit, Kindlichkeit und Offenheit rührten mich zu Thränen und in tiefster Seele bewegt sprach ich zu ihr:

„Ich werde nie Deinem Herzen Gewalt anthun, aber nie auch wirst Du außer Acht lassen, was Du Dir selbst, der Würde der Frauen und mir schuldig

bist. Waren seine Worte nur die Sprache übel angebrachter Artigkeit, siehst Du ihn nicht wieder, so findest Du in Deinem Selbstgefühle Trost und Erhebung; besucht er uns, bewirbt er sich um Dich und ist er, wenn auch arm, wirklich der Mann von Ehre, wie Du glaubst und ich hoffen will, so vereinigt Euch mein Segen.“ Bei diesen Worten hauchte ich meiner selig lächelnden Angelika einen Kuß auf die Stirn und —“

„Angelika!“ schrie der Häuptling auf, dessen sonst so edel ruhige Züge schon bei Erwähnung des venetianischen Conte sich seltsam entstellt und immer mehr einen Ausdruck furchtbaren Zorns angenommen hatten, indem er jetzt sein entsetzlich verändertes Antlitz dem bestürzten Erzähler in plötzlicher Wendung zukehrte und die Hand desselben fast zermalmend drückte. „Angelika hieß Deine Tochter und ein italienischer Edelmann hat sie Dir entführt?“

„Allmächtiger Gott!“ rief der unglückliche Vater aus und sank bewußtlos in die Arme seines Sohnes.

Siebentes Kapitel.

Die Riesenschlange im Kampfe.

Konrad hatte beim Anblicke seines ohnmächtig hinsinkenden Herrn seinen Tornister aufgerissen, daraus eine mit geistiger Flüssigkeit gefüllte Feldflasche gezogen, einige Tropfen davon in die hohle Hand gegossen und rieb ihm damit Stirn und Schläfe ein, während Karl, selbst bis zum Erstarren betäubt, den Bewußtlosen krampfhaft umklammert hielt und der Häuptling noch unbeweglich, stieren Blicks auf die Gruppe, wie eine Statue des Schreckens dastand.

Die Obsorge des treuen Dieners belohnte sich schnell, denn noch war keine Minute verflossen, als sein geliebter Herr die Augen aufschlug und wie ängstlich fragend oder vielmehr suchend um sich blickte.

Im selben Momente fiel in der Richtung nach dem

Hochgebirge hin, aber in einer bei der Reinheit der Luft nicht genau zu bestimmenden Entfernung ein Schuß, dem unmittelbar darauf ein zweiter und dritter folgte. Dies wirkte elektrisch auf die Riesenschlange. Der gewaltige Shoshonenführer erbebte wie eine vom Blitz getroffene Eiche, aber dies war nur die Sache einer Sekunde; in der nächsten stieß er einen gellenden Schrei aus, dem ein ähnlicher der fünf unten im Gehölz beschäftigten Indianer antwortete; dann schwang er seinen Tomahawk und rief mit donnernder Stimme: „Meine Shoshonen sind in Gefahr, ein Hinterhalt unserer Feinde bedroht sie, ich muß fort zur Hülfe, zur Rache! Bleibt hier, verhaltet Euch ruhig, bald bin ich zurück!"

In diesem Augenblicke kamen die fünf jungen Indianer mit flammenden Augen und schrecklichem Geheul die Anhöhe heraufgestürmt und streckten mehr kampflustig als besorgt die starken Arme nach den Rocky-Mountains aus, in betäubendem Gemenge wüthender Ausrufungen.

„Mir nach!" rief der Häuptling, nahm mit einem bedeutsamen Blicke Abschied von Vater und Sohn und flog den Hügel hinab gegen die Quelle hin, gefolgt von den Seinigen unter demselben ununterbrochenen Kampfgeheul.

Dieser so plötzliche Umschwung der Dinge, die augenblicklich ihn und seine Lieben bedrohende Gefahr, da sich ja der Kampf bis zur Insel ziehen konnte, gab dem Baron sein volles Bewußtsein und der Gedanke, der Häuptling, wie nicht zu bezweifeln schien, wisse um das Geschick Angelika's, seine frühere Kraft zurück; er richtete sich rasch empor und rief: „Konrad, meine Waffen! Rüstet Euch mit mir, unsern Freunden beizustehen, wenn ihnen Gefahr droht; folgt mir zum Ufer, da man von dort nach Westen hin die Ebene frei überblicken kann."

Und sie eilten der Quelle zu. Ein großartiges Schauspiel bot sich hier ihren Blicken dar.

Das Feuern hatte seit dem zuerst vernommenen Schusse nicht nur angehalten, sondern war sogar noch weit lebhafter geworden und zugleich der Insel unserer Ansiedler bedeutend näher gerückt, jetzt aber, als diese die höchsten Felsblöcke, welche, wie schon bemerkt, um den Ursprung des Bächleins eine Art Grotte bildeten, die Büchsen zur Hand, bestiegen, erstarb das Feuern, und sie sahen, kaum fünfhundert Schritte vom jenseitigen Uferrande entfernt, einen Kampf von mehr als zweihundert Wilden vor sich worin Mann gegen Mann mit unbeschreiblicher Erbitterung, Kraft und Gewandtheit auf Leben und

Tod, hier mit furchtbaren Waffen, dort Brust an Brust mit nackten Armen, rang.

„Die Shoshonen", rief der Baron, „sind wahrscheinlich am Gebirge von Osagen oder Sioux, die ihnen den Rückweg abschnitten, überfallen und von dort bis an den Strom zurückgedrängt worden."

„Sieh, Vater!" fiel Karl glühend ein, „sieh dort unsern herrlichen Freund, den edlen Häuptling! Ein Blitz, zuckt er dahin! Nun hat er mit seinen fünf Gefährten die ersten Gruppen erreicht; ha, sein Tomahawk fliegt wie eine leichte Damescenerklinge im Kreise um sein Haupt und schmettert Alles vor ihm nieder! Welch ungeheure Kraft! Hört Ihr das Freudengeschrei der Seinigen? Ihr Häuptling ist ja unter ihnen, den Kampf zu wenden."

In der That verbreitete derselbe unter seinen Feinden Tod und Verderben; jeder Schlag seiner Stahlaxt traf vernichtend, und der Riesenkraft, womit er sie um sich schmetterte, entsprach die Gewandtheit, der Schwung seines Körpers so vollkommen, daß er inmitten dieser Mordscene mehr einem akademischen Darsteller antiken Kampfes als einem Führer wuthentbrannter Wilden glich. Uebrigens verhielt es sich genau so, wie Herr von Bergen bemerkt hatte. Die heimkehrenden Shoshonen waren an einer Ausmündung

des Engpasses, durch welchen sie in das Felsgebirge ziehen wollten, von einer ihnen um mehr als die Hälfte überlegenen Anzahl Osagen und Sioux überfallen und in die Ebene zurückgedrängt worden.

Der Kampf hatte sich in großer Hast bis in die Nähe des Stroms gezogen, wobei Angriff und Rückzug bald die Sache der einen, bald der andern Partei wurde; wohl an fünfzig Todte und Verwundete, beiden Parteien angehörig, bedeckten bereits die Prairie. Die Erscheinung des Häuptlings, der den Feinden wohlbekannten Riesenschlange, entschied rasch den Ausgang dieses blutigen Schauspiels; die Osagen flohen zuerst und ihnen folgten, ihre Flucht deckend, die tapfern Sioux unter unausgesetztem Kampfe und wüthendem Geheule. Aber die Schlangenindianer, jetzt neubeseelt, schienen sie nicht entrinnen lassen, sondern ganz vernichten zu wollen.

Sie theilten sich im Fluge in drei Schaaren; die der Mitte, an Zahl die kleinste, aber vom Häuptling geführt, drängte unaufhaltsam den Feind gegen das Ufer; die beiden andern flogen in weitem Halbkreise den fliehenden Osagen in den Strom nach, um ihnen die Besetzung der Insel, der sie zueilten und auf der sie einen starken Halt gewinnen konnten, unmöglich zu machen.

Dies war der Stand der Dinge, als Herr von Bergen, den, wie seinen Sohn und Diener, das zwischen den Felsblöcken aufstrebende Gebüsch den Blicken der Heraneilenden verbarg, der mittlerweile unter ihnen getroffenen Verabredung gemäß das Zeichen gab, daß der entscheidende Augenblick gekommen sei. Schon befanden sich nämlich sämmtliche Indianer im Strome und eilten fliehend und verfolgend, da kämpfend, dort in flüchtigen Sätzen, angeschossenen Hirschen gleich, der Insel zu, von deren bebuschtem Uferrande die vordersten der Flüchtlinge, etwa zwanzig Osagen, gedrängt zu beiden Seiten von ungefähr ebenso vielen Shoshonen, kaum fünfzig Schritte noch entfernt waren.

Nachdem das Zeichen gegeben, stießen die muthigen Ansiedler ein dem der Shoshonen bestmöglich nachgeahmtes Schlachtgeschrei aus. Die unmittelbare Folge dieser Kriegslist war eine plötzliche Erstarrung aller Indianer; im nächsten Augenblick schossen der Baron und Konrad ihre Büchsen ab, und zwei Osagen stürzten.

Nun ergriff deren Gefährten Verzweiflung und selbst die Sioux bebten zurück. Ein Schrei der Riesenschlange machte die Luft erdröhnen und diesem folgte jetzt eine grauenvolle Scene.

Die Shoshonen hatten ihre Feinde völlig eingeschlossen und stürzten sich auf sie mit rasendem Ge-

heule; da war nicht mehr an Flucht zu denken, es galt das Leben in fürchterlichster Weise. Schon bildeten die Massen einen unauflöslich scheinenden Knäuel, um den die schäumende Flut weithin mit Blut sich färbte; nun riß er wieder und das Morden ward deutlicher in einzelnen Gruppen.

Der Stahl des Häuptlings blitzte im Sonnenglanze bald da, bald dort, immer tödtend oder zu Tode verwundend, sein Donnerruf verstummte nicht und immer gleich gewaltig blieb der Schwung seines gigantischen Arms.

Jetzt drang, kaum fünfzig Schritte von der Insel, ein riesig gebauter Siouxhäuptling mit hoch geschwungenem Steinbeile auf ihn ein; so stoßen zwei wüthende Büffel zusammen. Beide Tomahawks treffen in ungeheurem Schwunge an einander und der des Sioux fällt zerschmettert in den Strom; ihm nach sinkt er selbst, von einem mit Gedankenschnelle wiederholten Schlage auf das Haupt getroffen, und schon sieht sich die Riesenschlange nach einem neuen Opfer um. Aber da hat einer der Sioux, den Fall ihres Führers zu rächen, nur zehn Schritte entfernt, einen langen Pfeil auf seinen Bogen gelegt und erhebt diesen jetzt, um nach ihm zu zielen. Karl hat dies gesehen; seine Büchse knallt und der Indianer stürzt im selben Augenblicke, durch die Brust geschossen, nieder.

„Brav, mein Sohn!“ rief Herr von Bergen, der gleichwie Konrad inzwischen wieder geladen hatte, während der Shoshonenhäuptling, dessen scharfes Auge sogleich die Ursache dieses Schusses wahrgenommen hatte, nach einer grüßenden Handbewegung gegen die Grotte sich mit neuem Ungestüm in das noch immer wüthende Mordgewühl stürzte.

Unsere Freunde, obwohl sie auf ihrer langen Wanderung durch das Missourigebiet manchen Kampf zwischen den sich befehdenden Stämmen der Chippewäs und Sioux im Verborgenen mit anzuschauen genöthigt worden, blickten dennoch mit Entsetzen auf das Blutbad, das sich jetzt im buchstäblichen Sinne des Wortes vor ihnen grauenerregend gestaltete.

Die Shoshonen hatten bereits zwei Drittel ihrer Gegner vernichtet, aber auch von ihnen waren bereits viele gefallen; Todte und Verwundete lagen in schrecklichen Gruppen um die noch Kämpfenden her, und das Wasser, hier noch seichter als auf der Ostseite der Insel, war rings um sie wie um die Gefallenen zu dampfendem und schäumendem Blute geworden. Die Osagen waren nicht mehr und auch der Rest der Sioux erlag trotz der rasendsten Gegenwehr der Uebermacht.

Ein allgemeines, betäubendes Freudengeschrei der Shoshonen verkündete die Vollständigkeit des Siegs

und es wurden, wo es nicht schon im unmittelbaren Kampfe geschehen, mit rasender Gier die Scalps genommen, ein Schauspiel, das eben beendete an Gräßlichkeit noch überbietend, wobei jedoch der Häuptling müßiger, ja sogar seiner Haltung nach trauernder Zuschauer blieb; er begnügte sich mit einer einzigen Trophäe, mit der Stirnhaut nämlich des Siouxhäuptlings, den er noch im Kampfgewühle selbst scalpirt hatte.

Dieser blutigen Handlung folgte eine Pause allgemeinen Stillstandes und Schweigens; dann, nachdem die Sieger ihre Todten und Verwundeten gezählt hatten — es waren deren an dreißig — stießen sie ein langanhaltendes Klagegeheul aus, das sich dreimal wiederholte — ein furchtbarer Chor am Schlusse dieser Tragödie.

Nun aber veränderte sich Alles rasch. Schon quoll das Wasser wieder rein durch sie und über die Gefallenen dahin, und man schickte sich an, aus diesen zuerst die verwundeten Shoshonen an das jenseitige Ufer zu schaffen. Nach diesen, denen einige der ältern Krieger sogleich Hülfe leisteten, wurden ihre Todten dahin getragen und in einiger Entfernung von jenen derart in eine Gruppe gebracht, daß sie mit dem Rücken an einander gelehnt in einer Reihe zu sitzen kamen, wobei diejenigen Todten, denen der Scalp nicht ge-

nommen war, wie zur Belohnung oder Auszeichnung mit dem Antlitze gegen das Felsgebirge ihrer Heimat gekehrt wurden.

Nachdem dies geschehen, gab der Häuptling Befehl, auch alle die gefallenen Feinde nach der Prairie zu schaffen und den noch lebenden, deren nur wenige mehr sich vorfanden, beizustehen; gleichzeitig sandte er einen Trupp von zwanzig Mann mit dem Auftrage ab, die weiterhin bis zu den Rocky-Mountains Gefallenen zur allgemeinen Trauer- und Siegesfeier herbeizubringen. Unmittelbar hierauf schritt der Häuptling durch die Furt der Insel zu, reinigte sich am Ufer von den zahlreichen schrecklichen Blutspuren und stieg dann zur Grotte empor, von wo ihm die Ansiedler tiefbewegt entgegenkamen.

Achtes Kapitel.

Die Siegesfeier.

Der Mann, welcher innerhalb dieser kurzen Zwischenzeit von kaum einer Stunde so viele seiner Feinde mit eigener Hand getödtet und der während dieser Würgscene mehr einem Dämon als einem menschlichen Wesen geglichen hatte, wie wunderbar verändert stand er jetzt seinen neuen Freunden gegenüber!

Sein Blick war verglüht und voll Schwermuth, seine Haltung bescheiden, fast gesenkt, und man hätte bei seiner Erscheinung das eben Erlebte für einen fieberhaften Traum halten können, wären nicht die schrecklichen Zeugen des Vorgefallenen, lebende und todte, noch im Strome gewesen und hätte nicht der blutige Scalp des Siouxhäuptlings an seinem Gürtel gehangen. Tiefernsten Tons, das umflorte Auge schüchtern aufschlagend, redete er Karl, indem er ihm

die Hand reichte, welche dieser mit Zittern erfaßte, also an:

„Mein junger Bruder hat mir das Leben gerettet und ich danke ihm, obschon ich heute den Tod gesucht; dies nur zu Euch gesagt, denn die Meinen dürfen davon nichts hören. Ich bin Dein Schuldner, solange ich athme. Vielleicht kann ich Dir so dankbar sein, wie ich es wünsche; Du kannst auf mich zählen bis zum Tode."

Hierauf sprach er zu Karl's Vater, dessen schmerzbewegte Züge die ganze Unruhe seines Gemüths, dessen flehende Blicke vor allem die Sehnsucht oder vielmehr die bange Ungeduld, die Hoffnung und Angst, durch diesen räthselhaften Mann Kunde von dem Schicksale seiner verlorenen Tochter zu erhalten, deutlicher ausdrückten, als es alle Worte vermocht hätten:

„Vater meines Lebensretters, Deiner Kriegslist verdanken die Shoshonen die rasche Entscheidung des Kampfes, ja sogar nach meiner Ueberzeugung den Sieg; dieser wäre, hätten die Feinde diese Insel besetzt, zweifelhaft geworden. Du hast Dich zweifach unter uns eingebürgert, durch Gold und durch Geist; diesen Abend noch, wenn meine Krieger ruhen, werde ich einen Theil meines Dankes an Dich abtragen: Du wirst durch mich von Deiner Tochter hören."

Herr von Bergen, bei diesen Worten erbebend und erbleichend, vermochte nichts als die Frage zu stammeln:

„Lebt meine Angelika?“

„Sie lebt“, entgegnete der Häuptling mild; „noch mehr, sie lebt ein würdiges Dasein; der große Geist hat sie beschützt und sie lebt nur ihm fortan.“

„O nur dies noch, soll ich nicht in schmerzlicher Ungeduld vergehen: wo lebt mein heißgeliebtes Kind und in welcher Lage?“

„Zu Mexico in einem Kloster.“

Es folgte dieser Mittheilung eine kurze Pause, aber eine ganze Welt von Empfindungen lag in ihr. Dann nahm der Häuptling wieder das Wort, indem er sagte:

„Meine Freunde, begebt Euch nunmehr in die Lichtung des Gehölzes und bereitet Euch da, Ihr bedürft dessen, Euer Mahl. Ich muß zurück, das Ganze zu ordnen; auf zwei Scheiterhaufen, wozu man Stämme von einer andern Insel holen wird, verbrennen wir die Leichen der Unsern und der vernichteten Feinde; ihre Seelen schweben bereits versöhnt um ihre Hüllen. Die Nacht werde ich mit den ersten meiner Krieger hier bei Euch zubringen, die Uebrigen bleiben am jenseitigen Ufer. Lebt wohl für jetzt, bald sehen wir uns wieder.“

Er entfernte sich und kehrte zu den rastlos arbeitenden Indianern zurück. Die Ansiedler aber thaten nach

seinem Willen und begaben sich schweigend, jeder seinem Gefühle hingegeben, nach der Lichtung.

Hier fanden sie eine von den fünf jungen Shoshonen leichtgefügte zeltförmige Hütte vor, die nur noch einer kleinen Nachhülfe bedurfte, um zu einer ziemlich bequemen Lagerstätte für kurze Zeit zu dienen.

In dieser Hütte legten sie nun Gepäck und Waffen ab, wonach Konrad das Wildpret aufzusuchen ging, das er auch alsbald, bereits geschickt zerlegt, in einem schattigen frischen Dickicht fand und wovon er gleich ein Stück auslas, um es ungesäumt zu braten.

Die Sonne hatte schon den Scheitelpunkt erreicht und ihre Strahlen, durch kein Wölkchen unterbrochen, glühten auf der Insel; nur in diesem Gehölze auf der Südseite war die Hitze durch die dichtverschlungenen Kronen der Bäume ermäßigt und die Luft in der Hütte sogar von erquickender Frische.

Dieser Umstand, verbunden mit der Anstrengung in den letzten Tagen der Reise, wie mit den erschütternden Gemüthsbewegungen an diesem Tage, hatte zur Folge, daß Herr von Bergen, kaum daß er seinen Mantel über den feuchten Rasen des Zeltes gebreitet und sich darauf hingestreckt, in einen ohnmachtähnlichen Schlummer versank, der jedoch keine beunruhigenden

Symptome zeigte und den auch demnach sein Sohn, der sich ihm zur Seite gelagert hatte, ungestört ließ.

Nach einer halbstündigen Ruhe erhob sich Karl leise, verließ geräuschlos die Hütte und ging zu Konrad, den er in voller Beschäftigung fand.

„Mein Vater schläft", sprach er, „und wir wollen ihn ja nicht wecken; ach, er hat so viel gelitten, und die Nachricht von meiner armen Schwester hat ihn mehr erschüttert, als er zeigte; ich fürchte sehr, daß ihn die weitere Mittheilung des Häuptlings noch schmerzlicher berühren wird."

„Auch ich besorge dies", antwortete Konrad mit ernster Miene; „wir sind hier von seltsamen Menschen und Ereignissen umgeben. Was halten Sie", fragte er nach einigem Schweigen, „von dem Shoshonenhäuptling?"

„Er ist mir ein Räthsel", entgegnete Karl, zerstreut vor sich hinblickend, „ein Geheimniß, vor dessen gänzlicher Enthüllung mir beinahe graut. Dieser wunderbare Mensch, dessen Wesen mich bald anzieht, bald abstößt, wird, mir ahnt es, noch gewaltsam auf unser Leben einwirken; ob gut oder schlimm, müssen wir abwarten. Seine Kraft ist entsetzlich, und dennoch scheue ich seine Ruhe fast noch mehr als den Ausbruch seiner

Leidenschaft, denn in jener erscheint er mir wie ein Vulkan, in dessen Innerem sich die Vernichtung vorbereitet, obwohl Cypressen und Oliven friedlich um ihn grünen und reines Himmelsblau sich über ihm ausspannt; noch ist die Höllenglut in ihm verschlossen, aber sie kann verheerend ausbrechen, ehe man sich's versieht."

„Auch mir", sagte Konrad, „bangt vor ihm, obgleich er uns bis jetzt nur Gutes erwiesen, besonders nachdem ich ihn im Kampfe gesehen; es ist das eine übermenschliche Gewalt, die ich nicht zu fassen vermag; Gott aber wird uns schützen!"

„Hoffen wir das", schloß Karl diese kurze bange Unterredung, tief aufathmend, „und bleiben wir männlich gefaßt. Mich dürstet, ich will zur Grotte; bald bin ich wieder hier."

Und er schritt langsam, in Nachsinnen verloren, den Hügel hinan. Er hatte sich an dem köstlichen Born erlabt und blickte nun, auf einem bemoosten Felsstücke gelagert, über den Strom nach dem Ufer hin.

Da war Alles in großer Thätigkeit, ein schweigsames, riesiges Ameisengewimmel. Hier schleppte man Bäume, da trug man Leichen herbei; die zwei Scheiterhaufen, in einiger Entfernung von einander, inmitten deren sich die Reihe der todten Shoshonen hinzog,

schichteten sich allmälig auf; die Waffen der arbeitenden Indianer waren nach Art der europäischen Krieger pyramidalisch zusammengestellt und nur einige der ältesten gingen, Befehle ertheilend, bewaffnet hin und wieder, während die Riesenschlange unbeweglich stehen blieb und das ganze, mehr Grauen als Trauer erregende Werk nur mit dem Blicke zu beherrschen schien.

Dieses entfaltete sich rasch mit einer unheimlichen Geräuschlosigkeit. Aber Karl, dessen körperliche Kräfte, wiewohl für seine Jugend auffallend genug, doch denen seines regen Geistes nicht gleichkamen und diesen Morgen über auf so ergreifende Weise in Anspruch genommen worden, fühlte, wie sein Vater in der Hütte, hier an der kühlen Grotte bald die freundliche Gewalt der Natur und sank, während sich seine Phantasie noch mit dem Schauerbilde auf der Prairie abmühte, in die weichen Arme des Genius, der den Sterblichen täglich an den Tod, seinen ernstern Bruder, erinnert.

Der schöne Jüngling schlummerte süß; mächtiger als jedes Erlebniß ist Herzensreinheit, Frieden der Seele, und er war rein und mild wie der Hauch des Lenzes, der die Blumen erweckt.

Mehrere Stunden hatte er so in süßer Betäubung gelegen, als er, von einem gräßlichen Geheul erweckt, auffuhr und entsetzt um sich starrte.

Ihm zur Seite standen sein Vater und Konrad, und ersterer sprach, ihn sanft umschlingend:

„Beruhige Dich, mein Sohn, wir sind in Sicherheit. Die Indianer begehen die Todtenfeier und ihr Klagegeheul hat Dich aufgeschreckt. Fühlst Du Dich gestärkt?"

„Ja, vollkommen, lieber Vater", rief Karl, sich ganz aufrichtend, indem er nach der Ebene hinblickte.

Da loderten bereits beide Scheiterhaufen in gewaltigen Flammen, und die Shoshonen, mit Ausnahme des Häuptlings und zweier Greise, umtanzten den einen, jenen nämlich, dessen Glut die Leichen der Ihrigen verzehrte, unter unausgesetztem, dem von Wölfen nicht unähnlichen Geheule des sogenannten Trauergesangs.

„Alles an diesen Söhnen der Natur", sagte Herr von Bergen, „ist gewaltig, wie es jedes Ursprüngliche ist; erst innerhalb der Grenzen der Kunst, gezogen um Geist und Gefühl durch Sitte, moralische Nothwendigkeit und Geschmack, hört die menschliche Natur auf, entsetzenerregend zu sein; so wie die Wilden heulen die Säuglinge der civilisirten Menschen, und noch grauenvoller als ihr Schlachtgeschrei tönt die Stimme der die Schranken des Bestehenden, der Ordnung durchbrechenden Völker, die furchtbare Stimme der Revolution. So berühren sich die Extreme: sublimirteste Verfeinerung und roheste Kraft, Seelenmattigkeit und Alles vernichtende

Gewalt, Verderbniß und Wiedergeburt; was diese Menschen da sind und thun, das sind und thun, nur in noch schrecklicherer Weise, jene in den palastgeschmückten Städten; wir wollen fortan unter diesen bleiben, denn hier stehen wir der Wahrheit des Lebens, wie schrecklich sie auch ist, näher als dort, und wahr zu sein ist die Aufgabe des Menschen, dessen Geist sich gottdurchdrungen weiß und dessen Herz moralisch nothwendige Unsterblichkeit fühlt."

Neuntes Kapitel.

Fernandez Carvalho.

Nachdem Herr von Bergen also gesprochen, betrachteten sie das wilde Schauspiel noch einige Minuten schweigend und suchten dann die schattigste Stelle zwischen den Felsen auf, um sich daselbst zu ihrem Mahle niederzulassen.

Sie hatten sich erlabt und gingen nun an die Vollendung der Hütte. Darüber waren mehrere Stunden verflossen, ohne daß sich einer der Indianer zeigte; auch vernahmen sie nichts mehr von ihrem Trauer- und Siegesgesange. Schon neigte sich die Sonne dem Felsgebirge zu und ein frischer Luftzug brachte die Gipfel der Bäume in Schwingung, als sie, eben fertig geworden mit ihrem kleinen Baue, den Häuptling von der Grotte her auf sich zukommen sahen. Er trug seinen

Tomahawk über der Schulter, Gang und Miene zeigten von ernster Stimmung.

Herr von Bergen erbebte innerlich beim Anblicke dieses Mannes; durch ihn ja sollte ihm die so lange schmerzlich ersehnte Kunde von seiner unglücklichen Tochter werden und zwar an diesem Tage noch, vielleicht schon in wenigen Augenblicken.

So ergriffen er sich auch fühlte, trat er dem Kommenden doch festen Schritts entgegen und hieß ihn willkommen.

Der Häuptling legte zum Gruße die Hand ans Herz und sprach:

„Meine Krieger haben sich, nach Beendigung der großen Feier des Todes und Sieges, nunmehr am jenseitigen Ufer gelagert, um von Kampf und Leid sich zu erholen und diese Nacht über zu erkräftigen zur Rückkehr in die Berge. Ich werde sie zu ihren Wigwams führen und dann wieder zu Euch kommen. Inzwischen sollen die fünf jungen Krieger, die ich zu Eurem Dienste auserlesen, hier bleiben und Euch unterstützen. Mit dem frühesten Morgen werden sie auf dieser Insel und die Uebrigen bereits verschwunden sein. Nun aber folgt mir zur Anhöhe.“

So sprechend schritt er langsam dahin und die Ansiedler schlossen sich ihm schweigend an. Sie betraten

das Plateau und ließen sich auf dem Gestein nieder, diesmal so, daß der Häuptling ihnen gegenüber zu sitzen kam und sie die Aussicht nach den im Glanze des Abendroths herrlich prangenden Rocky-Mountains hatten.

Nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher der furchtbare Shoshonenführer gesenkten Blicks, gestützt auf seine Streitaxt, tief nachsinnend regungslos dagesessen, erhob er, einen Seufzer unterdrückend, das schwermuthumflossene Auge zu dem nicht minder düstern des Barons, das ängstlich fragend sich an seine Züge heftete, und begann mit milder Stimme, die bisweilen leise bebte, die bang erwartete Mittheilung, indem er sagte:

„Es ist der Augenblick günstig zum Austausche unserer Gedanken und Gefühle; Weisheit ist, die Zeit nicht unbenutzt entrinnen zu lassen; ich bin bereit, mein Herz zu erschließen, den Geist in mir frei walten zu lassen; will mich mein Vater vernehmen?"

„Ich flehe Dich an, o sprich!" stammelte Herr von Bergen, und der Häuptling fuhr also fort:

„Mann des Schmerzes, sei auf Schmerzliches gefaßt! Dein Sohn, wie jung und blühend auch, ist Mann, er darf, er soll sogar hören, was ich zu sagen habe; Deinen Diener nanntest Du Freund, so ist er

es mir nicht minder. Oeffnet denn Eure Herzen und vernehmt.

Ich habe Euch bereits gesagt", begann er nach kurzem Schweigen seine Erzählung, „daß ich mich im mexicanischen Gebiete aufgehalten. Ich war in der großen üppigen Hauptstadt selbst, in Mexico. Das erste Mal vor fünf Jahren; es war in der heißen Jahreszeit. Da lernte ich einen jungen Mann kennen, der mir an Alter, Gestalt und innerem Wesen so vollkommen glich, daß Ihr Alles, was Ihr durch mich von ihm hören werdet, füglich mit dem vergleichen und erklären könnt, was Euch an mir bemerkenswerth erschienen.

Es war ein Portugiese und sein Name Fernandez Carvalho. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, hatte er bereits die Erfahrung eines Greises. Eine leidenschaftlich verlebte Jugend hinter sich, aber ausgerüstet von der Natur mit außergewöhnlicher Kraft, den Geist mit schönen Kenntnissen geschmückt, unbeugsamen Willens und von einem an Tollkühnheit grenzenden Muthe, hatte er damals einen Plan für seine Zukunft entworfen, der, noch abenteuerlicher als seine Vergangenheit, mich selbst erstaunen machte; er wollte, denkt Euch, die Hülle der Civilisation von sich werfen, den freien wilden Söhnen der Natur sich zugesellen, und der tapfere Stamm der Schlangenindianer war es, den er sich

auserlesen und dem er nicht, wie Ihr, als Gastfreund nur, sondern als verbindendes Glied der großen Kette angehören zu wollen den verwegenen Gedanken hatte. Er war der Sohn eines bemittelten Kaufmanns von Oporto, verlor jedoch fast gleichzeitig Aeltern und Vermögen. Noch ein Jüngling und schon sein eigener Herr, glühend für alles Schöne und Edle, zeigte er sich, nach seinem eigenen Bekenntnisse, ebenso unbändig leidenschaftlich gegen Alles und Jedes, das ihm lügnerisch oder häßlich erschien. So geartet, gerieth er natürlich in manche Verlegenheit. Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, hatte er zu Lissabon einen Cavalier aus einer ebenso reichen als mächtigen Familie Portugals im Duelle getödtet und war aus Europa entflohen. Auf einem Handelsschiffe die Dienste eines Schreibers verrichtend, gelangte er ohne Entgelt von Cadix nach Veracruz und Mexico. Von seinem seltsamen Plane habe ich gesprochen; ich billigte ihn und zeigte ihm den Weg zum Ziele. Bevor er jedoch diesen einschlug, hatte Fernandez eine schwere Prüfung von seiten seines Herzens zu bestehen, denn er lernte, zum ersten Male in seinem vielbewegten Leben, die unwiderstehliche Macht wahrer Liebe kennen. Das unvergleichliche Wesen, zu dem er in Liebe entbrannte, war Eure Tochter Angelika."

„Ewige Vorsicht! Zu meinem Kinde!“ schrie Herr von Bergen auf.

„Zu Eurem Kinde Vater“, entgegnete der Häuptling ernst und erzählte weiter:

„Eines Abends sah ich sie, schön, wie Ihr sie geschildert, aber traurig, niedergedrückt von innerem Leide, am Arme eines jungen schönen Mannes, von dem mir Fernandez sagte, daß er ein venetianischer Conte und wahrscheinlich der Verführer der jungen Dame sei, die er für seine Gattin ausgab und mit der er, vor kurzem erst in Mexico angekommen, in einer Villa nahe bei der Stadt lebte, ohne daß irgend Jemand ergründen konnte, durch welche Mittel und zu welchem Ende. Bezähme Deine Ungeduld, Vater, und höre weiter Das Auge der Liebe blickt scharf, und Fernandez liebte Eure Tochter — zweifelt nicht, daß sie es war und ist — mit der ganzen Hingebung erster Liebe und in der vollen Glut seines Vaterlandes, mit all der ihm eigenen verzehrenden Leidenschaft, und dies — solche Wunder wirkt der große Geist — vom ersten Momente an, da er Angelika erblickte. Alles Ungestüm seines Wesens aber war beherrscht von Rechtsgefühl; man hielt sie für des Italieners Gattin, und er litt schweigend, kaum mir sich vertrauend, mehrere Wochen lang. Eines Tages jedoch war er zornentbrannt,

halb rasend. Er hatte Gelegenheit gesucht und gefunden, die vertraute Dienerin der Dame, eine Creolin, für sich zu gewinnen, und durch diese das wahre Verhältniß ihrer schönen Gebieterin zu dem Conte erfahren, nämlich, daß sie dieser unter der Zusicherung, sich mit ihr in seiner Vaterstadt Venedig trauen zu lassen, aus dem älterlichen Hause gelockt und bis nach Mexico, wo ihm ein reicher Verwandter lebte, geführt habe; ferner, daß sie die einzige Tochter eines deutschen Barons sei, dessen Namen sie aus kindlicher Schonung verschwieg und von dem sie nur sagte, daß er, obgleich der beste, liebevollste aller Väter, sich gegen ihre Verbindung mit dem Conte entschieden erklärt und sie, damals vom Wahne, diesen Menschen wirklich zu lieben und ihn achten zu müssen, zur Verzweiflung getrieben, dahin gebracht habe, mit demselben die Flucht zu ergreifen. Die Creolin hing mit ganzer Seele an ihrer Herrin, die den ganzen Umfang ihres Unglücks zu ermessen und alle Qualen der Scham und Reue, der bittersten Selbsterkenntniß wie der verzehrenden Sehnsucht nach der Heimat mit jedem Tage um so schrecklicher zu fühlen begann, als ihr schändlicher Entführer nicht mit einem Worte mehr der ehelichen Verbindung gedachte und die Arme, die ungeachtet jenes ersten Schrittes und trotz der verwegensten Annäherung seinerseits

während der ganzen langen Reise bis zur Stunde noch ihre Unschuld bewahrt hatte, nunmehr auf die empörendste Weise behandelte und sich sonach in seiner wahren Gestalt zeigte.

Dies Alles hatte Fernandez durch die treue Dienerin Eurer unglücklichen Tochter erfahren, und es war mehr als genug, seinen Zorn gegen jenen Elenden zu entflammen, wie auch seiner Liebe zu Angelika einen noch höhern Schwung zu geben. Er faßte den Entschluß, sich ihr durch Vermittelung der Dienerin zu entdecken. Seine Leidenschaft ließ ihn hoffen, daß sie Gegenliebe fühlen, seine Hand annehmen und mit ihm in das Land der Shoshonen ziehen werde. Ach, was hofft der Jüngling nicht, zumal der von Liebe begeisterte!

Der Conte gab sich dem großen, wollüstigen Leben der Hauptstadt hin und brachte fast jede Nacht außerhalb seiner Villa zu, in die er gewöhnlich des Morgens erschöpft zurückkehrte, um den Tag darin zu verschlafen und durch Trägheit sich zu neuen Ausschweifungen vorzubereiten. Welchen Plan er mit Angelika hatte, ließ sich halb errathen; wahrscheinlich hoffte er von der Zeit die Krönung seiner frevelhaften Wünsche, in der Annahme, daß Eure edle Tochter ermüden und demnach zuletzt seinem Verlangen willfahren werde. Mittlerweile lebte er, wie sich nun Fernandez überzeugte,

auf die leichtsinnigste Weise hin, zum Theil von den Geldzuflüssen seines reichen Verwandten, größtentheils aber vom Spiele.

So standen die Sachen, als Fernandez eines Abends, von der Creolin zugelassen, in den Garten der Villa trat, worin sich ihre Gebieterin trauernd erging. Er näherte sich ihr bescheiden, dennoch schrak sie heftig zusammen; sein Benehmen aber und die Anwesenheit ihrer verlaßlichen Dienerin beruhigten sie. Er sprach offen und heiß, nicht von seiner Liebe sowohl als von ihrem Unglücke; sie sah, daß er Alles wußte, und vernahm nicht ohne Rührung den von ihm gefaßten seltsamen Plan zu ihrer Befreiung aus den Banden des Erbärmlichen.

„Gestatteten es meine Verhältnisse“, fügte er seinem geäußerten Entschlusse mit hoher Wärme bei, „Euch in Eure Heimat, in die Arme Eures Vaters zurückzuführen, ich würde es mit Entzücken thun; dort wollte ich mir seine Achtung und Eure Neigung erwerben und Euch mein ganzes Dasein weihen; allein ich bin arm und gelangte selbst hierher als ein vom Geschicke Verfolgter.“

So sprach er, und Eure Tochter entgegnete unter Thränen:

„Ich fühle innig das Edle Eurer Absicht, aber auch

ich habe meinen Plan für die Zukunft entworfen und hoffe ihn mit der Hülfe des Allmächtigen ausführen zu können. Wäre mir auch die Verzeihung meines so tief gekränkten Vaters gewiß, ich selbst könnte mir das Geschehene nie vergeben und ich würde mich in Gram verzehren, ohne etwas gut gemacht zu haben. Mein Entschluß ist gefaßt; ich verberge mich mit meiner Schmach in den Mauern eines Klosters, und von da aus erst will ich meinem Vater Kunde geben; könnt Ihr mir bei diesem Unternehmen behülflich sein, so werde ich Euch zeitlebens als meinen Wohlthäter ehren und für Euch beten in heiliger Einsamkeit.“ “

„O meine gute, liebe Tochter!“ rief hier mit bebender Stimme Herr von Bergen aus, indem er seine gefalteten Hände an den Mund preßte und zugleich das Haupt gegen die Brust senkte, während Karl’s sonst so ruhiges, mildes Auge mit durchdringendem Blicke an dem offen aufgeschlagenen und fast schwärmerisch blickenden des Erzählers haftete, der seinerseits den Ausruf des Vaters und das scharfe Forschen des Jünglings ebenso wenig wie die Thränen auf Konrad’s durchfurchten Wangen zu beachten schien und in seiner Mittheilung also fortfuhr:

„Fernandez liebte die himmlische Angelika, und die Liebe hofft. Er schwieg und bat nur bei jenem ersten

Abschiede, sie noch einmal in Gegenwart der Creolin sehen und sprechen zu dürfen. Dies wurde ihm zugesagt und er entfernte sich, unnennbare Qual in der Brust. Ein solches Wesen sich lebendig eingemauert zu denken, eine so holde Frühlingsblume von Eis umstarrt, ein Bild zum Entzücken inmitten von Gestalten des Todes! Ich weiß nicht, was er litt. Keines Sterblichen Herz vermag mehr zu leiden. Nach acht Tagen erst fand sich Carvalho wieder bei seiner angebeteten Angelika ein.

Es war an einem jener herrlichen Abende, wie die Natur sie eben in den Tropenländern nur hervorzaubert, da er, durch die Vertraute der Abwesenheit des Conte versichert und eingeführt, in den Garten trat. Was sagt das Wort Garten! Ich habe ihn gesehen, diesen kleinen Hain, angelegt und gepflegt nicht von einem Künstler, sondern unmittelbar vom Gotte der Liebe, und durchflossen, gleich einer Insel der Seligen, von paradiesischen Düften voll eines unaussprechlich süßen Etwas, das selbst die Seelen der Verklärten mit namenlosem Entzücken, mit auflösend träumerischer Wollust durchdrungen hätte. Der Sonnenball lag auf dem Horizonte, und von Westen her ergoß sich die unermeßliche Strahlenflut über die von Zephyren gewiegten Wipfel und Kronen der Cypressen, Orangen,

Palmen und babylonischen Weiden; über wunderbar gestaltete Blumen hin schwebten und flatterten Hunderte von Vögeln und Schmetterlingen, mit Liedern voll Wonne und in allen Farben des Regenbogens; die Quellen murmelten in geheimnißvoller Lust und aus einer Granitfelsengrotte rauschte ein mächtiger Wasserstrahl mit dem ganzen Ungestüm jugendlichen Freiheitstriebes durch das moosige Gerölle hin, aufschäumend vor unwiderstehlichem Verlangen.

Und an dieser Grotte fand Fernandez die überirdisch schöne Angelika. Sie saß an einer Cypresse, das Haupt auf den zarten Arm geneigt, den sie auf das Gestein stützte; ein feines weißes Kleid umfloß sie ebenso keusch als reizend, sie schien aus Aether gebildet und auf den Strahlen der scheidenden Sonne, die durch das Gehölz drangen und ihre unbeschreibliche Gestalt mit einer Glorie umgaben, in das Bereich ewigen Friedens entschweben zu wollen. Hingerissen vom Zauber dieses Bildes, sank Fernandez zu Angelika's Füßen und rief unter heißen Thränen der Liebe, Sehnsucht und Angst, die Herrliche zu verlieren, aus: „Was immer auch folge, nimm hin das Bekenntniß, Du Unvergleichliche, daß ich Dich anbete, daß es für mich kein Glück mehr ohne Dich auf dieser Erde gibt! Aber wisse Alles: in diesen acht Tagen habe ich Dir die gewünschte heilige

Zufluchtsstätte bereitet, ein Wort von Dir und die Mauern eines Klosters umschließen Dich. Ich fand Freunde, ich handelte für Dich. Noch aber hast Du dieses Wort nicht ausgesprochen, das fürchterliche Wort, das zwei Leben mit einem Male verarmen, grausam in sich ersterben macht, Dein und mein Leben! Du ahnst die Größe meiner Liebe nicht; meine Selbstopferung, indem ich nach Deinem entsetzlichen Willen handelte, reicht nicht hin als Maßstab; aber, Du Engelmilde, erschrick nicht vor der Glut meiner Seele; eine Thräne Deines Grams um Vater und Vaterland vermag sie zu tödten. Es ist wahr“, fuhr Fernandez in seiner Begeisterung mit hoher Leidenschaft fort, „ich biete Dir nur ein Herz und ein Leben voll Mühe, aber dieses Herz wird nicht aufhören für Dich zu schlagen, und dieses Leben, nur reich an Arbeit und Sorge, wird Dich ein begangenes Unrecht vergessen machen; sei stärker als Dein Gram und gib Dich, an meiner Brust erwachend zu neuem Dasein, durch meine Kraft gestützt, beseligender Hoffnung für die Zukunft hin; Dein Vater — wir können ihm Nachricht von uns zukommen lassen — wird Dir verzeihen, Du kannst ihn selbst wiedersehen!“

Diesem Ergusse des entzückten, begeisterten, zu jedem Wagnisse entschlossenen Jünglings entgegnete

Angelika, gleichfalls mit Thränen im Auge, also sprechend:

„Was Ihr da sagtet, erfüllt mein Herz mit Dankbarkeit gegen Gott und Euch. Ihr seid ein edler Mann und der Liebe des besten Weibes würdig. Nie werde ich Eurer vergessen. Aber noch einmal, mein Entschluß steht fest, ich nehme den Schleier. Zürnt mir nicht und reicht mir die Hand, mich auf diesem Gange aus dem sogenannten Leben in den sogenannten Tod zu geleiten; wollt Ihr?“

Bei diesen Worten erhob sich Fernandez mit Würde, reichte ihr seine Rechte und sprach:

„Es geschehe denn nach Eurem Willen. Ich habe Alles vorbereitet, schon mit dem nächsten Morgen werden sich Euch die Pforten des heiligen Hauses öffnen.“

„Dank! Dank!“ stammelte Angelika und sank ihm halb ohnmächtig in die Arme.

Er hielt die an allen Gliedern Erbebende sanft umschlungen, hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirn und war in diesem Momente der Vereinigung und Trennung eine Sekunde hindurch selig, als ein Aufschrei der in der Nähe an einem Bosquet harrenden Creolin, dem unmittelbar ein Schuß folgte, beide plötzlich so erstarren machte, daß sie sich krampfhaft um-

faßten, um wie instinktartig gemeinschaftlich der unbekannten Gefahr zu begegnen.

Fernandez hatte die Kugel dicht an seinem Haupte vorbeipfeifen hören, und im nächsten Augenblicke sah er den Conte mit hochgeschwungenem Dolche aus dem Bosquet hervor auf sich zustürzen. Aber auch die muthige und treue Creolin war herbeigeflogen, um ihre geliebte Herrin wie eine Mutter ihr Kind zu vertheidigen. Der Portugiese ließ die Bewußtlose in ihre Arme gleiten und stellte sich, beide mit seinem Körper deckend, dem Italiener entgegen, der, eine gräßliche Lästerung gegen Angelika ausstoßend, mit dem blitzenden Dolche auf ihn eindrang. Carvalho war unbewaffnet, aber, wie ich schon gesagt, mit riesiger Kraft begabt und dem mehr zierlich als stark gebauten Conte weit überlegen.

„Zurück, Meuchelmörder, so wahr Dir Dein Leben lieb ist, zurück!“ donnerte er dem Wüthenden entgegen.

Dieser jedoch, blind vor Raserei, die Züge furchtbar verzerrt, mit herausgetretenen Augen und Schaum vor dem Munde, war schon in einem wilden Satze an ihm und führte einen Stoß gegen seine Brust. Fernandez, ebenso gewandt als stark, entrann der unfehlbar tödtlichen Waffe durch eine blitzschnelle Wendung, umklammerte den entsetzlich Fluchenden mit sei-

nen eisernen Armen so gewaltig, daß sein furchtbares Geschrei augenblicklich zu einem dumpfen Brüllen und Röcheln eines halb Erstickten wurde, und rief ihm, während er ihm auch nicht eine Sekunde Luft ließ, zu:

„Verführer, Verräther, Meuchler! Schwöre, dieses edle, engelreine Mädchen, das Du unglücklich gemacht, augenblicklich mit mir aus Deinem Hause ungeschmäht und unangetastet ziehen zu lassen, oder ich ersticke Dich in meinen Armen.“

„Nein, Verfluchter!“ stöhnte der Elende und suchte in letzter ohnmächtiger Anstrengung den Dolch in seines Gegners Seite zu bohren; ein neuer, furchtbarer Druck von diesem, und die Waffe fiel unschädlich zur Erde.

„Schwöre, Bandit, schwöre, sonst zermalme ich Dich!“ wiederholte Fernandez empört.

„Es sei, ich — ich schwöre!“ ächzte kaum vernehmbar der Conte, und er fühlte sich aus der Boaumschlingung befreit; der Druck jedoch war so ungeheuer gewesen, daß er gleich einem Geräderten schlapp zusammenbrach und anscheinend leblos auf seiner Mordwaffe lag.

Fernandez, seiner nicht weiter achtend, wandte sich jetzt Eurer Tochter zu, die der Schreck so sehr betäubt

hatte, daß es ihr unmöglich war, sich aufzurichten und ihm zu folgen.

„Hier ist kein Bleiben für Euch!“ rief er aus. „Gestattet, daß ich Euch aus diesem unseligen Gefängnisse hinwegtrage.“

„Nicht lebendig!“ schrie es hinter ihm und der Italiener stürzte sich mit gezücktem Dolche auf Angelika. Gewaltiger und rascher, als der Löwe im Sprung seine Beute, hatte ihn Fernandez im Nacken gefaßt, zurück an sich gerissen, mit gigantischer Kraft aufgehoben und an die vorspringenden Felsstücke der Grotte geschleudert, von denen er abprallte und mit zerschmettertem Haupte in das Becken sank.“

Aeußerungen des Schauders von seiten seiner tief ergriffenen Zuhörer verursachten eine kurze Pause, wonach der Häuptling in allmälig sich herabstimmendem Tone also schloß:

„Dies war das fürchterliche Ende von Angelika's Verführer. Sie flüchtete, von Fernandez beschützt, noch denselben Abend in das durch ihn ausgemittelte Kloster. Sein Abschied von ihr war kurz, aber herzzerreißend, eine grausame Trennung für das ganze Leben. Ich rieth ihm, Mexico augenblicklich zu verlassen, und er that es. Von einigen Freunden mit einer kleinen Summe unterstützt, durchzog er das weite Reich gegen

Norden und gelangte nach zahllosen Anstrengungen und Gefahren endlich in das Gebiet Oregon und von da in die Rocky-Mountains. Hier stieß er bald auf einen großen, eben auf einem Zuge gegen mehrere feindliche Stämme begriffenen Trupp Shoshonen und theilte ihrem Häuptlinge seinen Entschluß mit, unter ihnen zu leben und zu sterben. Die Offenheit, womit er sich aussprach, noch mehr aber seine Persönlichkeit, die ersichtliche Kraft und Gewandtheit gefielen den Indianern und sie nahmen ihn auf. Er vertheilte seine Kleider und alles Mitgebrachte unter die Ersten des Stamms und war dem Aeußern nach in wenigen Stunden zum Shoshonen umgewandelt. Innerhalb eines Jahres hatte er ihre Sprache erlernt und ihre Achtung gewonnen, denn es war ihm geglückt, sich in mehreren blutigen Kämpfen auszuzeichnen, und sein Wigwam war mit vielen Scalps geschmückt.

Da ereignete es sich — es war gegen die Mitte des zweiten Jahres, das Fernandez Carvalho unter den Schlangenindianern verlebt hatte — daß in einem mörderischen Kampfe gegen die Osagen ihr Häuptling fiel. Fernandez rächte seinen Tod durch beinahe gänzliche Vernichtung der Feinde, deren Niederlage so groß war, daß sie sich bis zum heutigen Tage nicht wieder an das Felsgebirge hingewagt. Die Shoshonen, dank-

bar für diese That, erhoben ihn fast einstimmig zu ihrem Häuptlinge und —"

„Gaben ihm den Beinamen „die Riesenschlange"!" rief Karl begeistert aus, indem er aufsprang und den Erzähler leidenschaftlich umarmte, während auch Herr von Bergen, erschüttert durch all das Vernommene, sich schwankend erhob und ihm die zitternde Hand reichte, auf welche dieser, den Jüngling fest umschlossen haltend, seine glühenden Lippen preßte, während ihm große Thränen über die Wangen rollten.

Eine Minute feierlichen Schweigens, heiligen Schmerzes, für den es keine Worte gibt, war verflossen, als sich der Häuptling erhob und sprach:

„Ja, ich bin Fernandez Carvalho und begrüße in Euch mit wehmüthigem Entzücken Vater und Bruder meiner angebeteten Angelika, der irdisch Verklärten, des Weibes meiner ersten Liebe!"

„Allwaltende Vorsehung, wie seltsam verschlungen sind die Pfade, auf denen Du die Menschen führst!" rief Herr von Bergen, den Blick zum Himmel gerichtet, aus.

Zehntes Kapitel.

Die Klapperschlange.

Nach einer abermaligen Pause fuhr Herr von Bergen schmerzlich aufseufzend fort: „Meine Tochter hat mir keine Nachricht gesandt oder diese ist nicht zu mir gelangt, und durch vier unendliche Jahre hat mich ihr Schweigen unaussprechliche Qualen dulden lassen. Jener unselige Mensch, den die ewige Gerechtigkeit durch Euren Arm so furchtbar getroffen, war wirklich bald nach Angelika's Geständnisse in mein Haus gekommen und hatte um ihre Hand bei mir angehalten; aber das Ergebniß der Erkundigungen, die ich über seinen Charakter wie über seine Verhältnisse eingezogen, bestimmten mich, jede Verbindung mit ihm abzubrechen, ihm den Zutritt auf das entschiedenste zu untersagen. Er blieb aus; allein der Verräther suchte und fand Mittel, wie ich,

leider zu spät, aus mehreren seiner in den hinterlassenen Papieren meiner Tochter befindlichen Briefe ersah, die Unglückliche an seine Liebe und Rechtlichkeit glauben zu machen, ja sogar die Verblendete endlich zur Flucht zu bestimmen. Alle meine Reisen und Nachforschungen waren vergeblich, sie blieb mir verloren; die Natur grünte und welkte viermal, aber nicht Frühling, nicht Winter brachte Kunde von ihr. Und wie, mein Freund", schloß der trauernde Vater diese ergänzende Mittheilung über die Vergangenheit, „wie konntet Ihr mit Bestimmtheit sagen, daß mein Kind noch am Leben sei?"

„Ich habe Euch bemerkt", entgegnete Fernandez, „daß ich zu wiederholten Malen in Mexico gewesen. Ich sah und sprach Angelika dreimal in ihrem Kloster, worin sie noch im ersten Jahre mit dem Schleier bekleidet worden, am Gitter des Sprechzimmers; ein Freund, der mich nach jener tragischen Katastrophe mit Geld zur Reise unterstützt hatte, versorgte mich zu diesem Zwecke mit Kleidern, übrigens führten mich auch diplomatische Gründe, von denen ich später noch sprechen werde, in die Hauptstadt des uns benachbarten Reichs. Vor drei Monaten sprach ich Eure Tochter das letzte Mal; was uns die herrlichen Gebilde eines Murillo oder Rafael zu Anschauung bringen, vollendete weib-

liche Idealität, das spiegelte ihr ganzes Wesen ab; nicht blühend, aber auch nicht leidend, schien sie aus dem reinen Borne der Religion Trost für das Vergangene und milde Kraft für das Kommende geschöpft zu haben, mit der Menschheit versöhnt zu sein, ohne ihr anzugehören, und bereits als Himmelsbürgerin dem Jenseits ihren Tribut zu zollen, während sie noch auf Erden war. O nie, nie werde ich den heiligen Ausdruck ihrer engelgleichen Züge, den elegischen Ton ihrer Stimme vergessen, womit sie die letzten Worte an mich richtete, indem sie sprach:

„Glück und Unglück ist der Blutlauf von und zu dem Herzen der Gottheit; wer da fühlt, daß die Seele des Ewigen in ihm pulsirt, kann nie den Tod des Geistes sterben; denke, Freund, der Unendlichkeit und dulde das Vergängliche.“

So sprach sie und ich schied von ihr wie vom Anschauen eines Sonnenuntergangs.

„Und gedachte sie meiner mit keinem Worte?“ fragte Herr von Bergen mit bebender Stimme, indem er die Hände faltete und das Haupt auf die Brust sinken ließ.

„Wie sehr Angelika Euer Andenken geehrt“, entgegnete Fernandez mild, „beweist ihr jetziges Sein; daß sie Euch Nachricht gegeben, bezweifle ich nicht, hätte sie es

aber auch unterlassen, so spräche eben dieser Umstand von der Reinheit ihres Gefühls, indem sie für ihre Schuld büßen und für schuldiger gelten wollte, als sie in der That gewesen. Ich las in ihrer Seele und berührte diesen Punkt mit keiner Silbe. Genug, mein theurer Varer, wenn ich Euch fernerhin so nennen darf, glaubt mir, nie war und wird ein menschliches Wesen der Liebe und Verehrung edler Herzen würdiger sein als Angelika."

„Vater", rief hier Karl aus, „erhebe dich aus Deinem Schmerz durch die schöne Ueberzeugung, daß uns die Theure nicht verloren ist, wie durch die Hoffnung, sie vielleicht wiederzusehen."

Herr von Bergen sank seinem Sohne weinend in die Arme, und dieser fuhr in seiner offenen, biedern Weise fort, indem er ihn umschlang:

„Sieh, guter Vater, Du hast den Quell Deiner Thränen für immer versiegt geglaubt, und nun erlabt sich Dein Herz wieder an diesem Himmelsborne; Du hast Dich den Feinden der Heimat entzogen, und weit über dem Meere fandest Du einen Freund; Deine Tochter hast Du als gesunken, als verloren betrauert, und sie hat sich aufrecht erhalten, und sie wiederzusehen ist keine Unmöglichkeit."

Diesem herzlichen Ergusse folgte eine kleine Pause

allseitigen feierlichen Schweigens; dann richtete sich Herr von Bergen auf und sprach in allmälig ruhigerem, festerem Tone:

„Ich habe den Zoll der Menschlichkeit an die Natur mit diesen Thränen entrichtet, und der Sterbliche hat sich ihrer nicht zu schämen. Wir haben uns nunmehr verständigt, sind ohne Geheimniß vor einander und wollen fürderhin arbeiten und hoffen.“

„Es bricht die Nacht herein“, sagte Fernandez, „und bald werden zwei der ältesten Krieger erscheinen, um sich mit mir neben Euch zu lagern. Lasset weder diese noch später einen andern der Indianer wissen, daß ich mich Euch entdeckt; ich habe Gründe dazu und Ihr ahnt sie wol. Es sind einige unter ihnen, die mich, den Fremdling, noch immer scheelen Blicks betrachten, denen nur mein Kriegsruhm und die Achtung der Mehrzahl Schranken zieht, ohne welche sie über mich herfallen und mich vernichten würden. Vor allen ist jener der beiden Shoshonen, die mit mir am Ufer erschienen, um Euch anzuhören, der später in der Berathung so leidenschaftlich gegen Eure Aufnahme gesprochen, mein entschiedener Feind; er heißt Hiarouk und führt den Beinamen „die Klapperschlange“, ist tapfer, aber bei weitem mehr boshaft und hinterlistig als offenbar muthig. Vor diesem unbändigen Wilden

warne ich Euch besonders; denn obwohl ich stets dafür sorgen werde, daß er Eurer Ansiedlung fern bleibe, ein Indianer sucht und findet immer Gelegenheit, seine Rachegelüste zu befriedigen; übrigens soll diese Bemerkung Euch nicht ängstlich, sondern nur vorsichtig machen. Begebt Euch jetzt hinab zur Hütte; bald bin ich mit den zwei Kriegern an Eurer Seite. Ihr bedürft der Ruhe; lagert Euch sogleich unbekümmert, ich werde wachen. Gute Nacht, Vater, Bruder, Freund, gute Nacht!"

Mit diesen Worten reichte Fernandez Jedem die Hand und entfernte sich rasch. Die Ansiedler stiegen zur Lichtung hinab.

Kaum war das Plateau von ihnen geräumt, als aus dem dichtesten Gesträuche zwischen den Felsblöcken drei scheußliche Köpfe sich emporstreckten, deren flammende Augen nach allen Richtungen hin die Dämmerung durchblitzten. Einige Sekunden später wanden sich, Schlangen gleich sich zusammenziehend und ausdehnend, drei bis auf den Lendengurt nackte Gestalten geräuschlos aus dem hohen Farrenkraut hervor und richteten sich, ohne zu athmen, auf.

Es war Hiarouk, die meuchlerische Klapperschlange, mit zwei riesigen Shoshonen von wildestem Aussehen. Eine Weile standen sie regungslos still, und nur ihre

fürchterlichen Blicke, die gleich denen der Salamander das Dunkel gespenstisch durchzuckten, bezeugten in grauenerregender Weise, daß sie lebten. Hiarouk winkt, und alle drei ziehen aus dem Gebüsche ihre wuchtigen Tomahawks hervor. Wieder halten sie, ohne zu athmen, an und horchen. Es regt sich nichts in weiter Runde; die Vögel sind entschlummert und selbst das Abendlüftchen weht nicht mehr, das um Sonnenuntergang um die Wipfel der Bäume gespielt.

Jetzt beginnt die Klapperschlage zu zischen, unheimlich leise, nur den lauschenden Indianern vernehmbar:

„Dank dem großen Geiste, der mich die Sprache der Blaßgesichter gelehrt! Die Riesenschlange brütet Verderben über uns, sie will uns erdrücken. Sie ist trotz ihrer Farbe eine Weißgeburt und ihr Herz ist gegen uns. Diese Ankömmlinge sind seine Freunde; Ihr saht, mit welcher Liebe sie sich umfingen, und Ihr seid, ohne daß Ihr verstanden, was sie gesagt, überzeugt, sie sinnen Verrath gegen uns. Ich, der ich jedes ihrer Worte gehört und verstanden, sage Euch, es ist so; die Riesenschlange brütet Verrath, darum Verderben über sie und ihren Anhang. Der Geist gebot mir, und ich führte Euch unbemerkt hierher. Diese Nacht, die erste der Fremdlinge auf unserer angestammten Erde, sei auch ihre letzte; sie sterben durch uns und er mit ihnen."

„Sie sterben durch uns und er mit ihnen!" wiederholten ingrimmig grinsend halblaut die Indianer.

„Sie werden ruhig schlafen, die Fremden", fuhr nach einigem Schweigen Hiarouk zischend fort, „und nur der Verräther von Häuptling wird wachen; ihn trifft mein Tomahawk, die Ankömmlinge überlasse ich Euch; die zwei alten Krieger mögen leben, sie sind unschädlich. Bald werden sie hier sein, wir aber wollen uns verborgen halten, bis die Nacht weit vorgerückt und Alles, vielleicht selbst die Riesenschlange, vom Schlafe bewältigt ist. Nun kommt, ich weiß eine von starkem Gesträuch versteckte Höhlung hinter der Grotte da unten, die uns bis zum Augenblicke der Rache bequemen und sichern Aufenthalt bietet; folgt mir."

Der Schreckliche glitt in das Dickicht zurück und seine Verbündeten folgten ihm geräuschlos, wie sie gekommen.

Während dieser kurzen Frist, in der ein Werk der Finsterniß berathen wurde, hatten sich unsere Freunde bereits angeschickt, ihr Lager zu bereiten. Dies war bald geschehen, und sie streckten ihre ermüdeten Glieder darauf hin, nahe beisammen, alle drei mit dem Antlitze der schmalen Oeffnung der Hütte zugekehrt, jeder seine Büchse zur Linken und den entblößten Hirschfänger zur Rechten. An Leib und Seele gleich ange-

griffen, fühlten sie das Bedürfniß zu schweigen, zu ruhen; nur die Ankunft des Häuptlings mit seinen Gefährten wollten sie noch abwarten, ehe sie sich dem Schlummer überließen. Es lag, obgleich die Nacht sternhell und der beinahe ganz volle Mond bereits am Horizonte aufgetaucht war, tiefes Halbdunkel um sie her, nur daß ein matter Lichtstreifen sich am Eingange vorüberzog. In diesem erschienen, nachdem sie kaum eine Viertelstunde schweigend dagelegen, drei Gestalten.

Fernandez — denn er war es mit den alten Kriegern — ließ sie nicht einen Augenblick in Ungewißheit über diese Erscheinung, indem er sogleich näher trat und ihnen mit der Versicherung, daß sie sich vollkommener Ruhe hingeben könnten, widerholt gute Nacht sagte, was sie in gleich herzlicher Weise zurückgaben. Und die müden Wanderer überließen sich der süßen Gewalt des Schlafes, dem milden, immer und überall wohlthätigen Zauber der Natur.

Die beiden Gefährten des Häuptlings lagerten sich unweit der Hütte, er selbst setzte sich an den Eingang, mit dem Rücken an einen Pfosten gelehnt, eine wollene Decke um sich geschlagen und auf seinen Tomahawk gestützt.

„Unsere neuen Brüder schlummern in Frieden“,

sprach einer der alten Krieger, und der andere setzte hinzu: „Der große Geist wacht über uns allen."

„Der große Geist ist immer wach", sagte Fernandez ruhig.

Tiefe Stille folgte diesen letzten einfachen Worten der Shoshonen, und wenige Minuten später schliefen alle, die an Kraft unerschöpfliche Riesenschlange ausgenommen.

Fernandez Carvalho, einer jener seltenen Menschen, in denen sich die Natur zu gefallen scheint, indem sie ihnen eine weit über das gewöhnliche Maß der Sterblichen hinausreichende Gewalt des Geistes und Körpers, große Willenskraft und entsprechende Ausdauer verleiht, um in denselben gleichsam sich zu spiegeln, im edelsten ihrer Erdengeschöpfe ihre eigene Macht und Herrlichkeit anzuschauen; der schöne junge Mann, wie noch kein Künstler einen schönern Gott des Kriegs gebildet, war und blieb trotz seiner ungeheuren Kraftäußerung im furchtbaren Mordgewühle dieses Tages und, was vielleicht noch mehr, nach der heftigen Gemüthserschütterung, die er selbst hervorgerufen, wach, stark und selbstbewußt.

So saß er, nachsinnend der Vergangenheit, erwägend in seinem klaren Geiste das seltsame Geschick der Menschen, ruhig, besonnen, ernst, ein schönes Bild

starker, wachsamer Freundschaft an der Schwelle unverschuldeten Leidens, edler Selbstverleugnung zum Heile Anderer.

Der Mond schwebte bereits hoch über dem Urwalde im Osten und goß sein magisches Licht nun, wie über das ganze Stromgebiet, so auch, nicht durch den leisesten Nebelstreif getrübt, über die Insel der schlafenden Ansiedler aus; der frische Wiesengrund der Lichtung, leicht bethaut, blitzte, von ihm bestrahlt, gleich einem mit unzähligen Diamanten und Perlen gestickten Teppiche von grünem Sammt, während die Stämme, Kronen und Wipfel der Bäume ringsum bei dieser Lichtbrechung phantastische Gebilde erzeugten, bald lieblich, bald schauerlich, hier menschliche Form annehmend, dort schemenhaft auswuchernd in maßlose Verhältnisse.

Fernandez sah diesem Spiele des Mondlichts lange nachdenkend zu. „Dir gleicht", sagte er sich, „die Meinung dieser Welt; sie zeigt die Menschen je nach der Brechung des Lichts, in das sie vom Geschicke gestellt werden."

Mitternacht nahte heran, und sein Denken war allmälig unbestimmtes, träumerisches Sinnen geworden, worin sich seine Phantasie, deren Glut und Zauberkraft durch diese fünf Jahre voll Leiden und Kämpfe nichts von ihrer Ursprünglichkeit verloren hatten, jetzt nur

einem einzigen Bilde hingab, dem verklärungumstrahlten Bilde Angelika's, und dies in jener außerordentlichen, wunderbaren Weise, worin die Seele den Körper verlassen und den trennenden Raum in geheimnißvollem Fluge durchmessen zu haben scheint. Er war in Mexico, im Kloster; er stand in ihrer Zelle. Angelika hatte noch nicht ihr Lager gesucht, sie kniete, in Andacht versunken, auf ihrem Betschemel vor dem Bilde des Heilands, die zarten Lilienhände gekreuzt und das edle Antlitz erhoben. Er sah die Betende mit nie gefühltem reinen Entzücken und betrachtete ihre rührende Gestalt lange regungslos, fast ohne zu athmen; es war ihm, als sollte er an ihrer Seite in die Kniee sinken und sein Gebet mit dem ihrigen verschmelzen, aber heilige Scheu hielt ihn festgebannt und er vermochte nichts als die Gottgeweihte in seligstiller Verehrung anzuschauen. Nun öffneten sich ihre Lippen und sie betete laut, inbrünstig, mit ganzer Seele hin sich gebend der ewigen Gnade; o, und der Wonne, die ihn durchströmte, sie betete für ihren Vater und Bruder und für ihn, indem sie das Gebet mit den Worten schloß: „Wache und bete, Fernandez!“

Hier bebte die Seele in den verlassenen Körper zurück und er fuhr, wie von einem elektrischen Schlage durchschüttert, empor; noch einmal rief es: „Fernandez“;

und dieser Ruf drang aus der Hütte, es war Karl's Stimme, die er vernahm; der Jüngling rief ihn im Traume.

Im selben Augenblicke, da er, die Hülle von sich werfend, hastig aufgesprungen war und athemlos um sich stierte, rauschte es ihm zur Linken im Gehölze. Pfeilschnell den Tomahawk schwingend, fing er schon in der nächsten Sekunde den schmetternden Schlag von dem Steinbeile Hiarouk's auf, der sich mit zwei Indianern in stummer, aber um so entsetzlicherer Wuth ihm entgegenstürzte. Fernandez, zwischen beiden Thürpfosten der Hütte sich feststellend, beschrieb nun, einen Alarmschrei ausstoßend, der im Nu alle Schläfer emporriß, nachdem er den ersten Hieb vereitelt hatte, mit seiner Stahlaxt in Gedankenschnelle einen weiten Kreis um sein Haupt und ließ sie mit zermalmender Wucht auf die Meuchler von der Rechten zur Linken niedersausen, die der furchtbaren Waffe ihre Tomahawks zwar mit aller Kraft, aber dennoch vergeblich entgegenwarfen; wie mächtig auch der Gegendruck von den Beilen der zwei Wilden, diesem Schlage konnten sie nicht widerstehen, sie entsanken in Stücken ihren gelähmten Händen und die Schneide des Stahls fuhr in die linke Schulter Hiarouk's, der mit einem gräßlichen Schrei in das Gehölz zurücktaumelte. Dieser gewaltige Schwung versetzte jedoch Fernandez in den Nachtheil, daß er, halb aus-

dem Gleichgewichte gebracht, nicht so schnell wieder von seiner schweren Waffe Gebrauch machen konnte, als es das Ungestüm seiner Gegner forderte, die sich, noch ehe er dieselbe wieder zu schwingen vermochte, wie rasend auf ihn stürzten. Dies ersehend, ließ er seinen Tomahawk fallen und schmetterte beiden seine Fäuste mit solcher Gewalt und Schnelligkeit gegen Kopf und Brust, daß sie stöhnend zurückprallten, nicht aber, ohne neuerdings festen Fuß zu fassen, um jetzt mit den rasch gezückten Messern über ihn herzufallen. Allein in diesem Augenblicke knallten zwei Büchsen aus der Hütte und beide Indianer wälzten sich in ihrem Blute.

Elftes Kapitel.

Die Flucht.

Alles dies, Ueberfall, Kampf, Verwundung und Tödtung, war so schnell geschehen, daß die beiden ältern Shoshonen, wie rasch sie sich auch erhoben hatten, jetzt, indem sie zur Seite ihres Häuptlings standen, nichts vom Zusammenhange der Dinge begriffen und streng fragenden Blicks ihn und die Getödteten betrachteten, welche sie, wie der Ausdruck von Schmerz und Staunen in ihren Zügen nicht bezweifeln ließ, sogleich erkannt hatten. Im selben Augenblicke waren auch die Ansiedler bewaffnet aus der Hütte getreten und schauten, wie mehrerer Feinde gewärtig, muthvoll spähend nach allen Seiten aus.

Fernandez, dessen Miene sich schnell wie der Gedanke verwandelt hatte und nach so furchtbarer Auf-

regung vom höchsten Zorne plötzlich zu unbegreiflicher Ruhe übergegangen war, nahm mit Würde das Wort und sprach:

„Meine Brüder und Freunde, beruhigt Euch, die Gefahr ist vorüber. Hiarouk, die falsche Klapperschlange, hatte Verderben gegen mich und Euch gebrütet. Er glaubte mich unbesorgt und überfiel mich mit jenen zweien meuchlings. Ihn traf mein Stahl, seine Verbündeten —"

„Fielen", unterbrach ihn der älteste der Krieger, die Ansiedler mit strengem Blicke messend, „durch die Feuerwaffen der Bleichgesichter."

„Und es sind Shoshonen", setzte der andere nicht minder drohend hinzu.

„Ihr hättet also", sagte Fernandez bitter lächelnd, „mich lieber von den feigen Verräthern gemordet gesehen?"

„Die Riesenschlange würde sie erwürgt haben", entgegnete einer der Krieger.

„Sie sind gefallen von der Hand weißer Männer", rief der andere aus, „und alle unsere Brüder werden es vernehmen und es wird darüber berathen werden."

„Berathen? Wohl, das geschehe!" fiel Fernandez gebieterischen Tons ein; „gehet hin und berichtet, was geschehen. Sprecht, wie ich, die Wahrheit. Hiarouk

war gegen die Aufnahme dieser Fremdlinge, aber Eure Weisheit hat ihn zum Schweigen gebracht. Diese Schuldlosen haben sich redlich in unserm Gebiete angekauft, die Friedenspfeife mit uns geraucht, sie sind unsere Gastfreunde geworden, und Ihr beide selbst habt heute mit mir zu ihrem Schutze wachen sollen. Während Ihr Euch dem Schlafe überlassen, wollte man mich und unsere Schützlinge morden, sie, die heute im Kampfe mein Leben, das Leben Eures Häuptlings, ja durch ihre Kriegslist, wie Ihr vernommen, vielleicht das Leben aller meiner Shoshonen gerettet. Dies sagt ihnen, denn Ihr sprecht die Wahrheit, wie ich sie gesprochen."

Die Ansiedler, die von dieser in der Shoshonensprache gepflogenen Unterredung nichts verstanden, blickten sich und Fernandez unruhig fragend an; der ältere seiner Gefährten aber sagte, indem er dem andern ein Zeichen zum Aufbruche gab:

„Der große Geist allein weiß Alles, der Mensch urtheilt nach dem, was er sieht und hört. Ich sah meine Brüder fallen von der Hand der Weißen. Keiner von uns hat ein Feuergewehr, die Schüsse kamen aus der Hütte. Eine allgemeine Berathung ist nothwendig. Ich habe gesprochen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Shoshone und

folgte seinem Gefährten, der bereits im Gehölze verschwunden war.

„Mein Gott!“ rief jetzt Herr von Bergen bekümmert aus, da er Fernandez gesenkten Hauptes, ernst nachsinnend, regungslos stehen sah; „was ist geschehen was zu fürchten?“

Letzterer schrak, wie aus einem schweren Traume geweckt, heftig empor und fuhr sich mit der Hand rasch über das verstörte Antlitz. Dann, nachdem er mit wenigen Worten den Erstaunten und Erschreckten erklärt hatte, was vorgefallen war und nunmehr zu befürchten sei, reichte er ihnen die Hand und sagte:

„Ihr habt mir zum zweiten Mal das Leben gerettet, jetzt aber gilt es, Euch zu retten! An Euer Hierbleiben ist nicht zu denken, Eure Ansiedlung ist unmöglich. Die Indianer werden Euch diese That, so natürlich sie auch war, so verzeihlich sie auch ist, da Ihr nicht wußtet, daß Ihr auf Shoshonen geschossen, nie, nie verzeihen und Ihr würdet, selbst wenn ich noch diesen Sturm beschwören könnte, immer und zwar im buchstäblichen Sinne unter dem Beile stehen und dieses dürfte in einem unbewachten Augenblicke auf Eure Häupter niederschmettern. Ihr müßt fort!“

„Fort!“ rief Herr von Bergen bestürzt aus. „Fort und wohin?“

Fernandez umarmte ihn und seinen Sohn mit der liebevollen Hast einer bekümmerten Mutter und entgegnete, sich nach allen Seiten umblickend, ebenso schnell als leise:

„Rafft Euer Gepäck zusammen und folgt mir. Hiarouk ist nur verwundet worden und kann uns belauschen, er ist dieser Sprache kundig; eilt, eilt, alles Andere unterwegs!"

Innerhalb weniger Minuten hatten sich die armen Ansiedler zur Flucht gerüstet und standen, wie am Morgen dieses verhängnißvollen Tages vor dem Walde, belastet und gewaffnet zur Seite des Häuptlings. Dieser hatte inzwischen das Gehölz zur Linken der Hütte, wo Hiarouk verwundet hingesunken war, durchsucht, aber keine Spur der Klapperschlange auffinden können; jetzt winkte er seinen Freunden, ihm schweigend zu folgen, und schritt, den Tomahawk über der Schulter, rasch durch die Lichtung hin, dem östlichen Ufer der Insel zu. Bald hatten sie mehr laufend als gehend, diese und die Furt hinter sich. Da wurden nach kurzer Rast und Besprechung die Büchsen geladen, und nun ging es wieder vorwärts, die Anhöhe hinauf dem Walde zu, in dessen Schatten sie abermals anhielten.

„Nun haben wir", sagte Fernandez, „wenigstens den Verrath des Mondlichts nicht mehr zu fürchten. Hat

uns Hiarouk nicht belauscht, so ahnt wohl keiner der Shoshonen, daß wir die Insel verlassen; allein der Verräther wird sich blutend und heulend zu ihnen geschlichen, irgend eine schändliche Lüge ersonnen und die Gemüther gegen uns erbittert haben; dazu kommen noch die zwei alten Krieger mit der Schreckensnachricht von der Tödtung ihrer jungen Brüder durch Euch, und die Berathung wird alsbald in rasende Empörung gegen mich ausgebrochen sein. Das Geschehene ist nicht zu ändern, das Geschick hat mein Loos mit dem Eurigen verschmolzen, wir sterben entweder oder retten uns gemeinschaftlich. Bald", schloß Fernandez diese seine hastige Anrede, „bald werden die Indianer auf der Insel und über unsere Flucht wüthend sein, um so mehr, da ich im Besitze des Goldes bin, das Ihr in die Hände der Aeltesten niedergelegt und das mir diese während des Kampfes anvertraut; hier nehmt Euer Eigenthum zurück, mein Vater, und nun sagt, ob Ihr nach Osten oder nach Süden hin meiner Leitung folgen wollt."

„Könnt Ihr noch fragen, Fernandez?" entgegnete Herr von Bergen tief ergriffen.

„Nach Mexico denn!"

„Zu meinem Kinde!"

Kaum hatten sie diese Worte ausgerufen, als sich

von der Prairie herüber dumpfes Geschrei gleich fernrollendem Donner vernehmen ließ.

„Die Empörung ist ausgebrochen", sagte Fernandez, „in wenig Augenblicken werden sie nach der Insel stürmen; wir haben einen guten Vorsprung, laßt uns ihn nützen. Fort, folgt mir!"

Und er eilte durch das Helldunkel der äußern Baumgruppen mit ihnen dem finstern Dickicht zu, in südöstlicher Richtung, deren Zweck er in flüchtigem Fortschreiten seinen Begleitern erklärte, indem er ihnen zuflüsterte:

„Sie werden zuvörderst die ganze Insel, vielleicht auch die nächstgelegene nach uns durchsuchen und dann erst in den Wald eilen; aber sie werden nicht ahnen, daß ich Euch dem Laufe des Flusses entgegen, längs seiner Krümmungen hin, immer vom Walde gedeckt, durch ihr eigenes Gebiet führe; denn dies will ich; wir ziehen von hier an ununterbrochen südwärts, den Quellen des Missouri vorüber, dem Schneegebirge zu, das, nicht über zwanzig Meilen von hier, das Land der Shoshonen vom mexicanischen Staate trennt; einmal innerhalb seiner Grenzen, sind wir sicher."

Und wieder lautlos ging es in angestrengtestem Schritte fort durch den dichten, hohen und düstern Wald, den nur an wenigen Stellen die Strahlen des

Mondes durchblitzten; zeitweise nur hielten sie einige Sekunden an, um Athem zu schöpfen, und da vernahmen sie, nicht ohne Grauen, von den ihnen nun schon im Rücken gelegenen Inseln wiederholtes Gebrülle wie von aufgestörten Löwen, dazwischen manchen gellenden Aufschrei, den wilden Ausbruch getäuschter Rachgier, entzügelter grimmiger Mordlust.

Fernandez mahnte, rasch dahinschreitend, ohne ein Wort zu sprechen, durch sein Beispiel wie durch sorgliche Blicke, die er wiederholt auf seine Begleiter zurückwarf, diese zu möglichster Eile.

Allmälig dumpfer ward das Geschrei der Indianer und in gleichem Maße die Hoffnung der Fliehenden auf ein glückliches Entkommen belebter.

Der Waldgrund, den sie jetzt durcheilten, zog sich in fast ganz paralleler Richtung mit dem nur wenige Hundert Schritte entfernten Flusse in wellenförmiger Abdachung dahin; immer nahe dem Saume sich haltend, hatten sie den Vortheil, das Uferland zu ihrer Rechten überblicken zu können, ohne selbst gesehen zu werden, da sie fortgesetzt eine klafterbreite Baumreihe zwischen sich und der Freiung ließen.

Eine volle Stunde schon waren sie so ohne Rast wie ohne alle Unterbrechung dahingeflohen und die Stimmen der Shoshonen schon längst in der Ferne

erstorben, als Fernandez plötzlich anhielt, einige Sekunden spähte und lauschte, und dann, nachdem ringsum Alles lautlos geblieben, seinen Freunden rasch zuflüsterte:

„Hier müssen wir den Wald verlassen, denn er biegt von da scharf nach Osten ab, während unser Weg nach Süden führt. Hier, selbst im dunkelsten Dickicht, den Rest der Nacht hinzubringen, ist gefährlich, denn Hiarouk, falls er noch lebt, wird gewiß den Wald nach allen Richtungen durchspähen lassen, und dem feinen Sinne der Indianer würde unser Zufluchtsort nicht verborgen bleiben. Noch haben wir einen beträchtlichen Vorsprung zu Gunsten unserer Flucht, und wir können, reichen Eure Kräfte aus, mit Tagesanbruch vielleicht schon außer aller Gefahr sein. Vom Flusse her, selbst wenn sich noch einige von ihnen an der Insel aufhielten, erblicken sie uns nicht, und wir eilen, während sie uns im Walde suchen, durch ihr eigenes Flachland über die große Prairie sicher dahin; aber Alles kommt darauf an, daß Ihr, mein Vater, Euch stark genug fühlt zu diesem anstrengenden Marsche."

„Ich glaube", entgegnete Herr von Bergen ruhig, „daß ich Euch zu folgen vermag; das Vertrauen auf Gott gibt Kraft, sein allmächtiger Arm wird uns auch im freien Felde beschützen. Vorwärts!"

„Nun denn, so kommt!“ sprach Fernandez und schritt zum Walde hinaus.

Noch einmal hielten sie an, um zu forschen. Tageshelle lag über die weite Landschaft ausgegossen, und die Wasser des Missouri glänzten wie flüssiges Silber. Tiefe, heilige Stille ringsum; nicht der leiseste Luftzug in den frischen Wipfeln der Bäume, nur das Zittern der Sterne verrieth noch Leben, herrliche Traumbilder der süßschlummernden Natur. Nach Süden hin breitete sich eine unübersehbare Prairie aus, deren hohes zartbethautes Gras gleich der grünen See schimmerte, wenn elektrisches Leuchten über sie dahinzuckt; rechts verlor sich der Missouri in immer weicherer Strahlenbrechung und zur Linken dehnte sich die unermeßliche Wand des Urwaldes hin, den die Wanderer tags zuvor mit neuer Lebenshoffnung und jetzt in Todesgefahr verlassen hatten.

Lange konnten sie sich der Anschauung dieses entzückenden Gemäldes nicht hingeben; dies duldete weder die Vorsicht, noch auch die schmerzliche Stimmung ihrer Gemüther, die der Gedanke an den schrecklichen Gegensatz der blutgierigen Wilden zu dem Paradiese um sie her nothwendig hervorrufen mußte; nach wenigen Minuten schon mahnte Fernandez zum Aufbruche, indem er sagte:

„Wie scharf auch mein Auge und Ohr, ich sehe und höre nichts, was uns beunruhigen könnte; noch scheinen die Indianer weit ab von uns, selbst wenn sie unsere Spur gefunden, und wir wollen nun hinein in das hohe Gras der Prairie. Kommt, kommt!“

Kaum hatte er dies gesprochen und eine rasche Bewegung vorwärts gemacht, als in einer Entfernung von etwa hundert Schritten zwei Schüsse schnell nach einander aus dem Walde fielen, deren Kugeln haarscharf an ihren Köpfen vorüberpfiffen, und sich zugleich seitwärts der Waldecke, welche sie so eben verlassen, jenes ihnen zwar schon genugsam bekannte, aber dennoch immer neu entsetzende Geschrei der Rothhäute vernehmen ließ. Die Flüchtlinge erbebten einen Augenblick, aber schon in der nächsten Sekunde hatten sie gegen den Wald Fronte gemacht und ihre Büchsen angelegt.

„Laßt uns sterben mit den Waffen in der Hand!“ rief Fernandez feurig aus, indem er einige Schritte weit vorsprang und seinen Tomahawk erhob. „Mir nach in den Wald, diesen Teufeln entgegen, denn hier sind wir unbedeckt!“

Einige gewaltige Sätze, und er war mit hochgeschwungener Axt am Waldsaume, während ihm seine Begleiter in möglichster Schnelligkeit schußfertig folgten.

Abermals fielen zwei Schüsse, doch ebenso wirkungslos wie die ersten, abermals durchschnitt die Luft gellendes Geschrei, und noch war der Feind nicht sichtbar geworden; jetzt aber, da sich die Auswanderer um ihren Führer unter den äußersten Bäumen gruppirt hatten und zwar so, daß jeden ein mächtiger Stamm deckte, gewahrten sie, kaum fünfzig Schritte vor sich, zwischen den vom Mondlichte zweifelhaft erhellten Fichten und Tannen mehrere Gestalten, die dasselbe Manöver machten, nämlich von Baum zu Baum huschten, ohne sich auch nur eine Sekunde lang bloßzustellen.

„Bleibt ruhig", flüsterte Fernandez hastig; „es sind ihrer nicht viele, sonst wären sie schon auf uns losgestürzt; wahrscheinlich ist es Hiarouk; zielt scharf, wenn gute Gelegenheit dazu, sonst spart Eure Schüsse. Ich sehe drei von ihnen laden; nehmt Euch in Acht. Haben sie geschossen, dann stürmen wir gegen sie hin und vernichten die Elenden; gelingt uns dies, so dürfte unsere Flucht nicht weiter gefährdet sein, da die Uebrigen ohne Nachricht durch sie bleiben. Fest an die Bäume, sie zielen; ich will mir eine Blöße geben, um sie zum Schusse zu locken."

Noch ehe Herr von Bergen seine Warnung davor aussprechen konnte, knallte es aus drei Flinten zugleich.

„Mir nach!" schrie Fernandez, unverwundet aus

seinem Versteck hervor- und gleich den Indianern von Baum zu Baum springend, „mir nach und auf sie los!"

Wuthgeheul antwortete ihm, und im nächsten Augenblicke drang Hiarouk mit fünf Indianern auf ihn ein. Das war die bemerkte günstige Gelegenheit für seine Begleiter; Herr von Bergen, Karl und Konrad gaben rasch nach einander Feuer und stürzten sich, nachdem sie zwei Shoshonen fallen gesehen, mit ihren blitzschnell entblößten Hirschfängern gegen die übrigen vier. Aber diese hatten, noch ehe sie dieselben erreichten, bereits die unwiderstehliche Gewalt ihres Häuptlings neuerdings gefühlt und waren den Wetterstreichen seines furchtbaren Tomahawks erlegen, die Klapperschlange ausgenommen.

„Laßt ihn mir allein!" rief Fernandez seinen Freunden zu, die augenblicklich anhielten und den sich jetzt entspinnenden Kampf mit Grauen beobachteten, um im Nothfalle einzuschreiten.

Beide Gegner hatten ihre Tomahawks fallen lassen und sich im Nu krampfhaft umschlungen; sie schienen ein Körper, eine ungeheure Schlange mit vier flammensprühenden Augen; dumpfes Stöhnen war Alles, was man vernahm. Eine Weile blieben sie wie in den Boden gewurzelt; da, mit einem Mal, nach einer eben-

so schnellen als gewaltigen Bewegung, schwebte Hiarouk fast horizontal über Fernandez' Haupte und lag eine Sekunde später, hingeschmettert wie von einem Blitzstrahle, ohne jedes Lebenszeichen am Boden.

„Allmächtiger!" rief Herr von Bergen tief erschüttert aus, „kaum wagt mein Herz Dir zu danken nach so theuer erkaufter Befreiung."

Eine Pause allgemeinen schmerzlichen Schweigens folgte diesen seinen Worten, dann wandte sich Fernandez ihm zu und sagte:

„Es ist geschehen nach dem Willen des Ewigen! Der Trieb geistiger Selbsterhaltung hat Euch und mich zu diesen wilden Söhnen der Freiheit geführt, die Pflicht körperlicher Selbsterhaltung riß uns aus diesem unnatürlichen Verbande. Die Natur macht und duldet keine Sprünge; zwischen dem Wesen dieser Wilden und der Civilisation liegt ein Abgrund von Jahrtausenden."

Nach dieser Rede nahm er seinen Tomahawk auf, legte denselben sammt den Stirnhäuten, die er am Gürtel getragen, und dem Scalpmesser zwischen den Leichen nieder und sprach feierlichen Tons:

„Ich gebe der Natur ihre Schrecken zurück und mich der angeborenen Ordnung der Dinge; ich wollte Euch allmälig sänftigen und bilden, aber mein Stre-

ben war fruchtlos. Die Zeit wird vollenden. Und nun", setzte er nach einigem Schweigen hinzu, indem er sich seinen Freunden zukehrte, „nun laßt uns forteilen von diesem Schauplatze unnatürlichen Greuels und dem Ziele nachstreben, das uns das ewige Schicksal gesteckt. Folgt mir!"

Und sie eilten schweigend zum Walde hinaus.

Zwölftes Kapitel.

Die Wanderer am Ziele.

Mehrere Wochen sind dahingeflossen, und wieder glänzt der volle Mond am reinen azurnen Himmelsgewölbe, alle Gestirne weit um sich verdunkelnd, den Stern der Liebe ausgenommen, gleichwie es im Leben der Menschen auch nur die Liebe ist, deren göttliches Licht im Strahlenglanze aller irdischen Hoheit, der Macht, des Ruhms und Reichthums, nicht erbleicht und das der Sonne der Wahrheit als klarer Bote vorangeht und bei ihrem Scheiden noch als Verkünder des Friedens über allen ersterbenden Erscheinungen des Tages in vestalischer Reinheit leuchtet.

Diesmal ist es nicht ein Urwald, nicht eine weitgedehnte Prairie, noch ein inselbesäetes Stromgebiet, was wir im verklärenden Lichte des Vollmonds erblicken,

sondern eine mächtige, hundertthürmige, palästegeschmückte Stadt, deren reiches, gewaltiges Leben beim Herannahen der Nacht, die das Sein in der freien Natur so feierlich schweigsam gestaltet, stärker zu pulsiren beginnt und die geistbeschwingenden Adern mit nicht zu berechnender Kraft durch ihren Riesenkörper schwellt; es ist das schöne, große Mexico mit seinen auf kristallenem Wasserspiegel schwebenden Gärten, seinen Tausenden von Terrassen, auf denen bei Lautenspiel und Gesang Herzen in Liebe erbeben, seinen breiten, luxuriösen Straßen, durchwogt von einem bunten Strome geschäftiger wie müßiger Menschen, mit seinen zahlreichen Alleen und Gebüschen endlich, dem Stelldichein für die entgegengesetztesten Gedanken und Empfindungen, für Gefühle und Pläne zärtlicher Neigung wie rachebrütenden Hasses, berechnender Habsucht und Ehrbegierde, wie sich aufopfernder Freundschaft und bescheidener Humanität.

Fern von diesen geräuschvollen Tummelplätzen großstädtischer Lust und Betriebsamkeit, wirklichen und eingebildeten Glücks erhebt sich gegen das östliche Gestade dieses Häusermeeres hin aus einer freundlichen Gartenoase das Frauenkloster, in welchem Angelika ihre Ruhestätte gesucht und gefunden hatte.

Die Unglückliche leidet nicht mehr.

Das Hauptschiff der Kirche ist erleuchtet, aber es ist das mehr eine melancholische Dämmerung als festliche Tageshelle.

Mit diesem schwermüthigen Halbdunkel im Einklange, ertönt der ernste feierliche Gesang der Nonnen vom dichtvergitterten Chore herab auf einen inmitten der Kirche aufgerichteten Katafalk, umstellt von hohen schwarzen Candelabern mit brennenden Kerzen, die das darauf angebrachte Emblem gottgeweihter Jungfräulichkeit, ein mit weißen Rosen bekränztes Crucifix erhellen.

Unter der hochgewölbten Chorhalle stehen gesenkten Hauptes und die Hände gefaltet, mehr in Schmerz aufgelöst als der Andacht hingegeben, regungslos, Standbildern des Grams ähnlicher als betenden Menschen, vier Männer: der Vater und Bruder der Verklärten mit Fernandez und dem treuen Diener.

Vor drei Tagen — nach einer Wanderung voll Gefahren und Mühen — in Mexico angelangt, fanden sie Angelika bereits der Auflösung nahe. Aber ihr edler Geist war noch empfänglich für diese ihr nach so langem Leiden von der Vorsehung aufbewahrte reine Freude des Wiedersehens derer, die ihr das Theuerste auf Erden; sie erlabte sich noch einmal am Anblicke ihrer Lieben und hauchte ihre befriedigte Seele in den Armen des Vaters aus, gestärkt zum Uebergange

in das Jenseits durch seine Verzeihung und seinen Segen.

„Ich fühle das Bedürfniß", sprach Herr von Bergen am Morgen nach Angelika's Bestattung zu seinem Sohne und Freunde, „meine Tage in der Nähe der heiligen Stätte, die mein geliebtes Kind umfriedigt, in Einsamkeit zu beschließen; ich werde mich in der Nähe der Stadt ankaufen und mit Dir, Karl, solange es dem Geiste über uns und dem in Dir gefallen wird, mein Stück Land bebauen; Euch, Carvalho, der Ihr ohne Gefahr für Eure Sicherheit in Mexico nicht verweilen könnt, biete ich die Mittel zur Reise nach Europa an; Ihr könnt und werdet der Menschheit durch die Euch inwohnende hohe Thatkraft noch nützen; Konrad verläßt mich wohl nicht mehr."

Nach einer Pause allgemeinen schmerzlichen Schweigens nahm Fernandez tief ergriffen das Wort, indem er sagte: „Ich muß Euch verlassen, um Eure Ruhe nicht zu gefährden; aber glaubt nicht, daß mein Leben sich noch einmal umschwingen und mich in der von Euch erwarteten Weise neuerdings wird thätig lassen werden; das Grab Angelika's ist, ich fühle dies am Beben meines Herzens, die Mark, an der jener wilde Geist, jene bis jetzt ungebändigte Kraft mich für immer verläßt. Euer Anerbieten lehne ich dankbar ab; der

Freund, von dem ich Euch sagte, daß er mir damals zur Flucht die Mittel geboten, lebt noch hier und wird in kurzem, wie ich gestern erfahren, eine Reise nach Spanien machen; in seinem Hause finde ich bis dahin ein Asyl und dann sage ich Euch Lebewohl für immer."

Die Freunde umarmten sich nach diesen seinen Worten mit unterdrückten Seufzern, und Fernandez schied mit der Bitte, ihn im Hause seines Beschützers aufzusuchen.

Dies geschah von seiten des Herrn von Bergen nur einmal. Acht Tage nach Beerdigung seiner Tochter sank er aufs Krankenlager, das er nicht mehr verließ; zwei Wochen später starb er in den Armen seines trostlosen Sohnes.

Wenige Tage hierauf reiste Karl von Bergen in Konrad's Begleitung nach Veracruz, wo Fernandez seiner bereits harrte.

Die Ueberfahrt nach Spanien fand ohne Unfall statt und sie gelangten bei fortgesetzt günstigem Winde in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Cadiz.

Zufolge des zwischen den Freunden während der Reise besprochenen Plans wollten sie hier nur wenige Tage verweilen, um sich dann — wohl für immer — zu trennen. Fernandez gedachte sich unmittelbar nach

Paris zu begeben und dort die Empfehlungsbriefe seines mexicanischen Freundes für sich geltend zu machen; Karl war willens, mit Konrad nach Deutschland zurückzukehren, ohne jedoch für seine Zukunft etwas Bestimmtes entworfen zu haben; das geistige Auge beider war noch zu sehr umdüstert, als daß sie das Leben sichern Blicks hätten überschauen und sich ein gewisses Ziel ausersehen können; sie gaben sich, nach so furchtbarer Zerstörung ihres idealisirten Daseins, der Wirklichkeit mehr instinktmäßig als freithätig hin, unbekümmert um das Ergebniß ihrer Einleitungen, nichts Besonderes hoffend oder befürchtend und auf Alles gefaßt.

Auf Alles? Ja, was der kurzsichtige Mensch an seinem Horizonte wahrzunehmen vermag; aber es gefällt dem, was wir Schicksal zu nennen pflegen, dieser ebenso unbegreiflichen als unwiderstehlichen Macht, deren Einwirkung von außen wir fühlen, während sie ihr Tribunal vielleicht in unserm Busen, dem geheimnißvollen Sitze der Leidenschaften, aufgeschlagen hält; es beliebt, sage ich, dem sogenannten Schicksale, oftmals urplötzlich diesen Gesichtskreis zu verengen oder zu erweitern und in demselben unerwartete, ungeahnte Gegenstände auftauchen zu lassen, deren Erscheinung unser ganzes Denken und Fühlen wie durch einen Zauberschlag umwandelt, die Scene um uns her zum Paradiese

oder zur Hölle, uns selbst zu Engeln oder Dämonen macht.

Der Mexicaner war noch am selben Tage nach Lissabon abgereist, wohin wichtige Handelsgeschäfte ihn riefen, und hatte von Fernandez mit der Versicherung, ihm auch in Zukunft ein zuverlässiger Freund bleiben zu wollen, herzlichen Abschied genommen.

Sonach waren denn beide junge Männer sich selbst überlassen.

Die kurze Frist, die sie in Cadiz zu verweilen beschlossen hatten, brachten sie mit ziemlich theilnahmloser Besichtigung des Interessantesten dieser reizend gelegenen wichtigen Handelsstadt gemeinschaftlich hin, und so kam der Vorabend des Tages heran, da sie sich trennen wollten. Fernandez gedachte seine Reise nach Paris auf directem Wege durch Spanien zu machen, während Karl den Seeweg nach Italien zur Rückkehr in das Vaterland einzuschlagen gesonnen war.

Beide hatten sich diesen Tag über sehr schweigsam gegen einander verhalten; Fernandez' Stimmung war vom Morgen an, wie in Nachwirkung eines schweren beängstigenden Traums, eine so tiefernste geblieben, daß Karl ungeachtet des regsten Mitgefühls für den stillen, verzehrenden Schmerz seines Freundes doch den Muth oder vielmehr den rechten Ton, dasselbe

zu äußern, nicht finden konnte und ihn schweigend gewähren ließ.

Dieser aber brach bei Einbruch der Dämmerung das peinliche Schweigen selbst, indem er, seinen leichten kurzen Mantel um sich werfend und den Hut ergreifend, mit folgenden Worten sich an Karl wendete, der, seinen trüben Erinnerungen hingegeben, am Fenster stand und schwermüthigen Blicks zum schönen Abendhimmel emporsah:

„Mein theurer Freund, ich will, ich muß auf eine Stunde ins Freie und zwar allein; es ist eine Last auf meine Brust gewälzt, deren ich mich nur in der Einsamkeit entledigen kann. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, unsere nothwendige schmerzliche Trennung, Alles, Alles drückt auf meine Seele und lähmt ihre Stahlkraft; der Schwung meiner Phantasie, der Stolz meines Geistes, die Wärme meines Herzens sind gehemmt, gebrochen, dahin; zürne mir nicht, mein Bruder, daß ich selbst diese letzten Augenblicke unseres Zusammenseins verringere, indem ich mich auf kurze Zeit von Dir entferne."

Karl hatte dem Sprechenden sogleich sein schwermuthumflortes Antlitz zugekehrt und er entgegnete jetzt, indem er ihm die Hand reichte, mit bebender Stimme:

„Folge dem Geiste in Dir, lieber Bruder; ich kenne

dies Gefühl auch, so jung ich bin; geh und kehre gestärkt zurück; suche einen großen leitenden Gedanken, Du wirst ihn finden; ich will ein Gleiches thun."

Fernandez, keines Wortes weiter mächtig, zog den edlen Jüngling an seine Brust und hielt ihn lange fest umschlungen; dann riß er sich fast gewaltsam aus seinen Armen und eilte schweigend aus dem Gemache. Den Gasthof hinter sich, schritt er hastig dahin, mehrere enge, von sehr hohen Häusern gebildete Gassen entlang, ohne aufzublicken, dicht in den Mantel gehüllt, nicht dem Ufer, nicht einem der großen Plätze zu. Wohin? Wolltest du nicht, Gramgepeinigter, die freie balsamische Abendluft einschlürfen zur Kühlung der brennenden Qual in deiner Brust? Wolltest du nicht deine schmerzeingegebenen Fragen an die rings am Firmamente aufgetauchten Sterne richten? Wolltest du nicht einsam sein? Wohin?

„Ha!" spricht der Unglückliche zu sich selbst, indem er dieses düstere Häuserlabyrinth flüchtigen Schrittes durcheilt, „ha, die Luft hat keinen Balsam für die Wunden meiner Brust, die Sterne geben keine Antwort auf meine Fragen, die Einsamkeit hat sich mir am Missouri als Todfeindin erklärt; aber ich habe, woran mich selbst ein Knabe erinnerte, einen großen leitenden Gedanken gefunden, der mich lenken, retten, dem Leben

wiedergeben soll oder — baldigem Tode! Ich hatte mich selbst verleugnet und war, obschon glühend für alle Reize des schönen Lebens, in die Wildniß geflohen, wo mein Geist, meine Einbildungskraft und mein Gemüth darbten; dennoch hätte ich mich glücklich geschätzt, in ihr immer verweilen und als ein adoptirter Sohn der freien Natur leben und sterben zu dürfen; aber sie hat mich von sich gestoßen und zurückgejagt in mein angestammtes Bereich. Es war nicht mein Wille; nun ich aber hier, will ich wirklich leben, leben im herrlichsten Sinne des Wortes, oder an der Schwelle zum Tempel irdischer Schönheit mit einem Mal vernichtet zusammenbrechen; diesen Tempel öffnet nur ein goldener Schlüssel. Wohlan denn, ich suche Gold!"

Also sein Innerstes entflammend, durchstürmte Fernandez Straßen und Gassen und hielt endlich, mehr als eine halbe Stunde Wegs von seinem Gasthofe entfernt, auf einem kleinen Platze am Ostende der Stadt an.

Was will er hier? Eins der ansehnlichern Gebäude, welche diesen Platz bilden, ist heller als die übrigen erleuchtet. Nach diesem richtet sich sein funkelndes Auge, indem er tief Athem holend stehen bleibt und seine Rechte krampfhaft ans Herz preßt. Aber dieses Haus, hinter dessen strahlenden Fenstern in der Beletage sich männliche Gestalten hin und her bewegen,

kann nicht die von ihm gesuchte Schwelle zum Tempel irdischer Glückseligkeit sein, denn es ist ein Stück Hölle, voll finstern Verderbens und schwarzer Ruchlosigkeit, um eine glänzend erhellte Tafel in der Farbe der Hoffnung, die sie lügt; es ist ein Spielhaus!

Unglücklicher, welcher Dämon gab Dir diesen Gedanken ein?

„Ich fand ihn selbst", antwortete sein leidenschaftlich entzündeter Blick; „er ist groß, er ist leitend! Spiel! Vor diesem Worte bebt spießbürgerliche Ehrbarkeit, tugendhafte Simplicität zurück; und was ist im Leben nicht Spiel, Hazardspiel im ganzen Sinne dieses gefürchteten Wortes? Ehre vielleicht? Aber gerade der edlere Mensch setzt seinen Ruf, gilt es Wichtiges, gegen die Meinung der Welt aufs Spiel und wagt ihn auf einen einzigen Wurf. Oder Macht? Haben nicht alle Machthaber mit ihrer Gewalt großes Spiel gewagt? Oder Liebe? Ist der Glaube an Treue nicht das verwegenste aller Hazardspiele auf Erden? Wie viele Menschenherzen brachen nicht an dieser grünen Tafel der Hoffnung verzweifelnd zusammen! Wissenschaft? Entsetzliches Wagniß, Gott aufs Spiel zu setzen! Oder Kunst? Man setzt ein Menschenleben gegen ein Lorbeerreis! Ha, was wäre, was ist nicht hienieden Spiel! Wir spielen im Leben um Ideale,

die wir gegen Thatsachen einsetzen, wir wagen das Leben gegen den Tod, der Bank hält mit seinem unschöpflichen Reichthum. Spiel, großes Spiel in einem einzigen Satze, das allein erscheint mir noch als ein Gedanke, würdig, von mir gedacht und ausgeführt zu sein!"

So lautet seines wetterleuchtenden Blickes Antwort und schon steht er am grünen, goldbesäeten Tische. Kaum fünf Minuten gönnt er sich, die Wechselfälle des Glücks zu beobachten. Er ist entschlossen, das ganze ihm von seinem mexicanischen Freunde zur Reise nach Paris überlassene Geld — hundert Louisdor — auf eine einzige Karte zu setzen; dem Entschlusse folgt die That, zum Erstaunen Vieler um ihn her, während er selbst mit einem Ausdrucke imponirender Ruhe oder vielmehr Lebensgleichgültigkeit nach dem Banquier blickt, der seinerseits, den so großartig Debütirenden nur flüchtig messend, das Spiel mit Anstand taillirt. Fernandez' Blatt gewinnt, der Croupier schiebt ihm die Rollen zu. Er behält dasselbe Blatt und läßt das Gold darauf liegen. Derselbe Blick des Bankhalters, dieselbe Taille; mechanisch rückt ihm die Krücke den zweiten Gewinnst zu. Und nochmals legt er Alles auf dieselbe Karte und diese — ein Murmeln der Ueberraschung tönt durch den Saal — gewinnt zum dritten Mal.

Fernandez ist im Besitze von achthundert Louisdor und noch sind nicht fünf Minuten über sein Spiel verflossen.

Aber was sind diese wenigen Goldrollen für ihn! Leise Wellenschläge am Gestade seiner Wünsche, und es verlangt das Schiff seiner Phantasie nach hoher Flut.

Verwegener, diese naht, sieh dich vor!

Vergeblich mahnt ihn Klugheit; er spielt, spielt weiter, schon mit wechselndem Blatte und wechselndem Glücke, ja er spielt bereits mit dem Spiele; er beginnt, überreizt durch die Gunstbezeigungen der Glücksgöttin, diesen Launenhaftigkeit entgegenzusetzen, nicht bedenkend, daß dieses Weib volle Hingebung, unbedingtes, blindes Vertrauen, eine ganze Seele will.

Er hat sie verletzt durch einen wenn auch nur augenblicklichen Zweifel; gleichviel, sie wendet sich rasch von ihm ab, während ihm ein Dämon zuflüstert: „Alles oder nichts!"

Und schon im Besitze von zehntausend Louisdor — etwa den gleichen Betrag besaß noch der bereits halb consternirte Banquier — ruft er, diesem Höllengeiste folgend, feurigen Tons aus: „Va banque!"

Rings athemlose Stille; eine Minute nur währt der Kampf zwischen Roth und Schwarz; er ist ausgekämpft und der Sieg auf Seite der Bank.

Ein greller Blitz aus Fernandez' dunklen Augen ist Alles, was der Unglückliche an sich gewahren läßt; dann erhebt er sich ruhig, grüßt die Versammlung schweigend und entfernt sich mit hohem Anstand.

Wer vermöchte getreu zu schildern, was auf dem Rückwege zum Gasthofe in der Seele dieses gewaltigen Menschen vorging!

Daß er dahin zurückgekehrt, ist allein gewiß. Er schrieb daselbst in einem Gemache des Erdgeschosses einige Minuten lang, übergab dann dem Aufwärter ein versiegeltes Billet mit der Weisung, es alsbald seinem Reisegefährten Herrn Karl von Bergen einzuhändigen, und verließ hierauf den Gasthof wieder, ohne irgend etwas weiter anzuordnen oder zu bemerken.

Fernandez Carvalho verschwand, einem glänzenden Meteore gleich, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen.

Das Billet an seinen jungen Freund, das dieser mit innerstem Erbeben las, enthielt nur folgende Worte:

„Mein Bruder und Leidensgenosse! Ich suchte eine große leitende Idee und habe sie gefunden. Mein Ziel, mir gezeigt durch Dich, ist fern, aber schön, und des Entschlusses werth, es zu erreichen. Ob wir uns wiedersehen? Man vermag dies nicht bei der kleinsten Entfernung mit Gewißheit zu bestimmen, wie nun erst

bei einer großen Reise! Du bist Mann, obgleich ein Jüngling noch, und wirst billigen, daß ich so schlichten Abschied nehme. Lebe wohl, mein Bruder, lebe wohl!

Fernandez."

Karl und der treue theilnehmende Konrad verstanden den Inhalt dieses Schreibens vollkommen; ihre Augen füllten sich mit Thränen, und diesen folgten tief schmerzliche Betrachtungen während der schlaflosen Nacht.

Der Morgen kam, Fernandez nicht. So peinlich hiernach der Aufenthalt in Cadiz für Karl auch immer sein mochte, er verweilte, einem schönen Gefühle für den Verlorenen gehorchend, daselbst noch drei Tage.

Keine, keine Kunde kam von ihm!

Fernandez war und blieb verschwunden.

Dreizehntes Kapitel.

Herr und Frau Schmid.

Nachdem Karl seine Vorlesung beendet hatte, trat eine Pause ein, nothwendig für alle; Phantasie, Geist und Gefühl waren aufgeregt, die See der Gedanken und Empfindungen ging hoch, es war, als verlangte es alle nach einer leitenden Idee, nach einem Lootsen gleichsam, der das vom Sturm in einen früher noch nicht befahrenen Archipel getriebene Schiff durch Riffe und Untiefen mit sicherer Hand steuere.

Herr Schmid war der erste, der diesen Versuch machte.

„Wie glücklich zu preisen“, sagte er, „ist doch der Mensch auf der Mittelstraße des Lebens, in einfachen Verhältnissen, in seiner gleichmäßigen Thätigkeit, in bürgerlicher Schlichtheit, im Gegensatze zu

so außergewöhnlichen Naturen und Verhältnissen wie die eben geschilderten!"

„Sie haben Recht", bemerkte Karl, „im Ganzen vollkommen Recht, nur finden selbst innerhalb der einfachsten Lebensverhältnisse und nicht eben selten Ereignisse statt, die den von mir mitgetheilten an Ungeheuerlichkeit, wenngleich in anderer Richtung, nicht nachstehen; die Wirklichkeit ist so zu sagen erfinderischer als die Phantasie des Poeten und es kommen Erlebnisse selbst im einfach bürgerlichen Verkehre, unter anscheinend ganz gewöhnlichen Menschen vor, deren wahrheitsgetreue Erzählung nicht geglaubt, sondern für Erfindung gehalten wird; das Menschenherz ist und bleibt eben ein Räthsel und glücklich zu preisen nur derjenige, welcher die Lösung dieses Räthsels nicht auf dem Wege des Wissens, sondern des Vertrauens sucht, des unverbrüchlichen Vertrauens auf den, der Herzen und Nieren prüft."

Herr Schmid reichte ihm die Hand.

„Das ist ein Wort", sprach er mit hoher Wärme; „Sie sind mein Mann; es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben."

„Und Sie werden", sagte Karl, „nächsten Sonntag mir und meinen neuen Freunden in Dobberan die Freude machen, Sie und Ihre lieben Angehörigen begrüßen zu dürfen, nicht wahr?"

„Gewiß, wir werden kommen“, entgegnete Herr Schmid.

„Ich muß gestehen“, fügte seine Frau hinzu, „daß es mich in hohem Grade interessirt, den jungen Helden persönlich kennen zu lernen.“

„Und Mademoiselle?“ fragte Karl, sich an Claudine wendend.

Claudine, die sich während der Vorlesung zwar schweigsam wie gewöhnlich verhalten, aber, was Karl und Ernst bemerkten, die Vorgänge in ihrem Innern in Miene und Haltung als sehr mächtige verrathen hatte, richtete wie aus einem Traume aufgeschreckt das gesenkte Haupt empor und blickte ihrerseits den Frager wie fragend an.

„Und ich“, stammelte sie — „was wollten Sie sagen, mein Herr?“

„Ob es auch Sie“, entgegnete Karl, „interessirt, meinen abenteuerlichen Freund zu sehen und zu sprechen.“

Claudine hatte sich schon gesammelt.

„Gewiß, mein Herr“, sprach sie gelassen; „es ist dieser junge Mann in der That eine interessante Persönlichkeit.“

Der Abend war bereits ziemlich weit vorgerückt, und Karl schickte sich zum Aufbruch an.

Der Abschied war ein sehr herzlicher.

Auch Ernst sagte der Familie gute Nacht und entfernte sich mit Karl.

Der arme Ernst!

Er hatte den ganzen Abend über viel gelitten.

Ihr — ihr gegenüber — ihr so nah und doch so fern — kaum wagend, den Blick nach ihr zu richten, da er den Blick seines Schwagers fürchtete, wie tiefschmerzlich mußte er sich nicht bewegt fühlen, besonders bei der Schilderung des Liebesverhältnisses von Fernandez Carvalho zu Herrn von Bergen's Tochter.

Er schritt mit Karl eine Weile schweigend dahin.

Dann ergriff letzterer das Wort.

„Claudine liebt Dich", sagte er.

Ernst erbebte.

„Bedenke, was Du sagst!" flüsterte er.

„Ich habe es bedacht; ich habe sie während meines Vortrags beobachtet, ich sage Dir, sie liebt Dich und Du darfst hoffen."

„Aber, selbst wenn Du Dich nicht täuschtest, wenn Dich Deine Theilnahme für mich nicht irre geführt, bedenke meinen Schwager, mein ihm gegebenes Wort."

„Dies kann und wird er Dir gelegentlich zurückgeben, denn er ist, wie ich ihn nun schon kenne, ein nobler Charakter."

„Ja, das ist er."

„Und das genügt, um Dich glücklich zu machen.“

„Du läßt mich da in einen Himmel blicken —“

„Dessen durchsonntes Aetherblau reiner ist und schöner als der ganze blaue Dunst in Deinem chemischen Laboratorium, nicht wahr?“

„O mein Freund!“

„So, jetzt besteige ich meinen Einspänner. Also Muth, Ernst, und Sonntag mehr hierüber.“

Sie umarmten sich und zogen ihres Weges.

Nach dem Abschiede der zwei jungen Männer und nachdem bald darauf auch Minna und die Gouvernante sich entfernt, ergingen sich Herr und Frau Schmid noch in dem duftigen Garten, den der nahezu volle Mond mit seiner Strahlenflut übergoß.

Sie besprachen dort die Lectüre dieses Abends, auch die beschlossene Sonntagsfahrt nach dem Seebade.

„Dein Bruder“, sagte dann Herr Schmid, „benimmt sich mannhaft.“

„Ach, lieber August!“ seufzte seine Frau.

„Was soll das, Jettchen? Warum seufzest Du?“

„Weil mir schwer ums Herz ist.“

„Deines Bruders wegen?“

„Ja, mein Theurer!“

„Aber ich sagte ja eben, daß er sich mannhaft benimmt.“

„Nun, damit ist auch gesagt, daß er leidet. Hierzu kommt noch, daß auch sie leidet."

„Die Gouvernante?"

„Ja, Claudine."

„Du nimmst an, daß sie seine Neigung erwidert?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Ueberzeugt?"

„Ja, August, wie eben in solchen Fällen Frauen sich überzeugen."

„Nämlich?"

„Nur indirect, aber dennoch genau."

„Daß Du die Sache mit ihr nicht besprochen, nicht direct besprochen, nehme ich an; wie also kamst Du indirect zu dieser Ueberzeugung?"

„Durch einfaches Beobachten, das eben nur uns Frauen möglich und Euch Männern ganz unmöglich ist."

„Und was fandest Du?"

„Daß Claudinens Schwermuth seit meines Bruders Uebersiedelung zugenommen hat. Gleich ihm, dessen Benehmen Du mannhaft nennst, wie es in Wahrheit auch zu nennen ist, kämpft auch sie gegen sich selbst an, und sie leidet demnach gleich ihm."

Herr Schmid schwieg eine Weile.

„Sie zu entfernen", sprach er dann vor sich hin, „wäre da wohl das Klügste."

„Möglich“, entgegnete sie milden Tons, „das Beste aber schwerlich.“

„Doch was sonst, mein Kind? Sage, was wäre da besser?“

„Alles der Zeit, der Vorsehung anheimzustellen, wäre besser.“

„Ich respectire immer Deinen Rath, Jettchen, ich achte Deinen Verstand und Dein religiöses Wesen ist mir heilig, allein im gegebenen Falle weiß ich nicht —“

„O laß nur Dein Herz sprechen, August, Dein so edles Herz!“

„Nun ja, Frau, es thut mir auch weh, Deinen Bruder, den ich achte und liebe, leidend zu wissen, obgleich er sich wacker wehrt, und auch Claudine flößt mir jetzt höhere Theilnahme ein, aber —“

„Aber das Materielle, meinst Du —“

„Allerdings meine ich das! Ernst besitzt außer seinem Schatz von Kenntnissen wenig, Claudine außer ihren Talenten gar nichts. Wären beide, eins wie das Andere, um drei, vier Jahre jünger, so ließe sich allenfalls sagen, sie können warten; in diesen ihren Jahren aber wartet sich's nicht, da springt man kopfüber in die Ehe hinein, das heißt, man verliert den Kopf, das Herz geht mit dem Verstande durch. Laß uns, Jettchen“, fügte Herr Schmid nach kurzem

Schweigen hinzu, „diese schwierige Angelegenheit noch einige Zeit bedenken; eine Versicherung jedoch gebe ich Dir, liebes Kind, schon heute, in diesem Augenblicke schon, und zwar diese: wenn Ernst, dem, wie ich sehe, an seinem mir verpfändeten Manneswort, sich beherrschen zu wollen, Alles gelegen und der meinem Herzen so theuer ist, wenn er, sage ich, mir auf meine Frage, ob er sich ruhig fühle, mit nein antwortet, da Ausweichen nicht seine Sache ist, so —"

„So sagst Du ja?"

„Ja, ja, so sage ich ja!"

„O mein guter lieber August!"

„Diese Frage, wenn ich sie mir nicht etwa selbst am Sonntag in Dobberan beantworte, werde ich am Montag hier ihm vorlegen. Dann aber, Frau, müssen wir uns nach einer andern Gouvernante umsehen."

„Ich denke nicht; denn abgesehen selbst davon, daß Minna noch lange in Verkehr mit Claudine —"

„Mit Deiner Schwägerin, mußt Du sagen."

„Also mit meiner Schwägerin bleiben und den Unterricht durch sie in Musik und im Französischen fortgenießen kann, haben wir ja auch eine gute Töchterschule hier."

„Für eine andere Gouvernante wärst Du demnach nicht?"

„Nein, August."

„Hast ja doch keinen zweiten Bruder mehr, oder fürchtest Du für mich?"

„So, lieber Mann, sehe ich Dich gern; so heiter warst Du lange nicht."

„Wenn dieser flüchtigen Heiterkeit nur nicht der Schmerz als hinkender Bote folgt!"

„Laß uns hoffen, August, daß es nicht der Fall sein werde."

„Und laß uns, Jettchen, stark sein, wenn es der Fall!"

Vierzehntes Kapitel.

In Dobberan.

Von den sechzehn Seebädern Deutschlands, die alle an der Ostsee und Nordsee liegen, ist Dobberan das erste, weil besuchteste, während man Helgoland als das eigenthümlichste und kräftigste bezeichnen muß.

Der starke Besuch, dessen das erstgenannte sich zu erfreuen hat, der es aber auch vertheuert, besonders durch den Aufenthalt des Großherzogs von Mecklenburg mit dem Hofstaat in seinem Schlosse daselbst, sowie vieler hochgestellten und reichen Leute, findet auch seine Erklärung in dem günstigen Umstande, daß Dobberan neben der herrlichen Wirkung des Seebades sowohl im Freien wie in Wannen Mineralquellen besitzt, demnach, selbst abgesehen von Mode und Luxus' zwiefache Zugkraft ausübt.

Als Ort an sich sehr freundlich und durch die verhältnißmäßig beträchtliche Zahl von etwa viertausend Einwohnern, wozu durchschnittlich noch fünfzehnhundert Badegäste kommen, sehr belebt, bietet Dobberan nebst den unerlaßlichen Attributen eines Kurorts, wie Theater, Concertsaal, Conversations- und Spielsäle, Promenadenanlagen, Logirhaus, noch manches Anziehende: den nahen Park, die schöne gothische Kirche mit den Gräbern der alten Herzoge von Mecklenburg und anderer berühmter Personen, den Jungfernberg mit seinen Anlagen und der reizenden Aussicht auf die weite, von Schiffen durchkreuzte See, wie landeinwärts bis Rostock, dann der Büchenberg, die Bademühle, die Althofermühle, etwas entfernter Dietrichshagen auf einem der bedeutendsten Höhenpunkte dieses Landes, von welchem aus man den größten Theil Mecklenburgs, die Ostsee mit mehreren Inseln bis nach Holstein hin überschaut, weiter Warnemünde und den Koventer Landsee mit dem Vergnügen der Jagd auf Schwäne.

Den eigenthümlichsten Reiz jedoch, ein Unicum seiner Art, besitzt Dobberan in seinem sogenannten heiligen Damm.

Ein merkwürdiges Naturspiel: ein über sechzehn Fuß hoher und hundert Fuß breiter, eine halbe Meile in die Ostsee sich hinausziehender Wall aus wunderbar

gefärbten, von der Natur so zu sagen künstlich geformten Steinen, welche der Sage nach das Meer, vielleicht durch ein Erdbeben, in einer Nacht aufgeworfen; ein Lido, eine Art natürlicher Murazzi, jedenfalls ein bewundernswerther Gegenstand und in der Beleuchtung von Morgen- und Abendroth wie im Mondschein bezaubernd.

Auf diesem Damme, unter Hunderten von Badegästen und Besuchern aus der Umgebung von Dobberan lustwandelnd, sehen wir nun gegen Einbruch der Abenddämmerung des zu diesem Ausfluge bestimmten und, da der Himmel dem Unternehmen günstig war, auch treulich eingehaltenen Sonntags die Gesellschaft von Menschen, deren persönliche oder geistige Bekanntschaft unsere geneigten Leser gemacht: Herrn und Frau Schmid mit Minna und Claudine, unsere alten jungen Freunde Karl und Ernst, Herrn von Bergen und Paul von Stromfeld mit seiner holden jugendlichen Gattin.

Man war aus Rostock gegen zwölf Uhr in Dobberan eingetroffen und bei Stromfeld abgestiegen.

Die Begegnung hatte all jenes Schöne, Erfreuliche, das sich im Verkehre so gebildeter und zugleich gefühlvoller Menschen herauszustellen pflegt, wozu noch manches besondere Interesse geistiger Natur, manche seelische Beziehung kam, wie die hohe Theilnahme für den jun-

gen Helden aus Amerika und der geheime Rapport zwischen Ernst und Claudine, welche letztere heute um Vieles ruhiger, wir könnten sagen heiterer sich gab, was ihre eigenthümliche Schönheit nicht beeinträchtigte.

Die Damen hatten sich, wie das so Frauenart, alsbald in einander gefunden und plauderten bereits nach einem Stündchen Zusammensein, als hätten sie sich von Kindheit an gekannt; die Herren blieben hierin nicht sehr lange zurück, und der Wein beim Gabelfrühstück ergänzte das etwa noch Fehlende.

Die Zeit zwischen Frühstück und Mittagsmahl — von zwei bis fünf Uhr — brachte man mit Erzählen und Spaziergängen zu, deren letzter, über den heiligen Damm, für den Abend vorbehalten blieb, für welchen man eine Dauer von zwei Stunden veranschlagte, um die Wirkung des Vollmondlichts daselbst zu genießen, sodaß unsere Rostocker Freunde noch rechtzeitig nach Hause kommen konnten.

Den Damm lässig entlang wandelnd, bildete diese unsere Gesellschaft abwechselnd bald eine, bald mehrere Gruppen; Letzteres fand besonders statt, als man nahezu die Mitte des Damms erreicht hatte.

Da schritt zum Beispiel Ernst zur Seite Claudinens eine gute Strecke den Uebrigen voran, nachdem er bis zu diesem Augenblicke sich ihr nur dann ge-

nähert hatte, wenn es die Umstände zuließen oder selbst geboten.

Es mochte wohl auf sein wie auf ihr Gemüth der herrliche Anblick des Meeres mächtig eingewirkt haben.

Wer auch wollte sich solchem Eindrucke verschließen, wer vermöchte es!

Das Rauschen der am Damme brandenden, aufschäumenden Wogen, einer der gewaltigsten Naturlaute, der Feuerball der untergehenden Sonne an dem einen, der des Mondes an dem andern Rande des Horizonts, das Hervorzittern einzelner Sterne aus der tiefblauen Aetherkuppel, das geisterhafte Hingleiten der Schiffe auf den von frischer Brise leicht gehobenen, da golden, dort silbern erglänzenden, fernhin mit dem Luftmeere in eins sich verschmelzenden Wellen: alles dies, dem Auge der Seele zur Anschauung gebracht, erfüllt sie mit Ahnung oder Begeisterung, mit Sehnsucht oder Wonne, je nach der Seelenstimmung des Betrachtenden.

In Ernst's Seele kam da Alles zur Sprache, was er die letzte Zeit über, nach außen hin zum Schweigen gezwungen, in sie zurückgedrängt, in seiner Mannesbrust verschlossen hatte; doch diese Sprache bestand nicht aus Worten, die sich auch nicht gefunden hätten, sie

gab sein Blick, sein auf Claudinens Antlitze ruhender Blick, den sie einmal, nur einmal, aber in einer Weise erwiderte, die ihn beseligte und zugleich erschütterte, denn dieser Blick sagte: Ich fühle, daß Du mich liebst, und diese innerste Ueberzeugung, von einem edlen Menschen geliebt zu sein, macht mich glücklich, ja glücklich, doch nur insofern, als ich überhaupt glücklich zu sein vermag; ich liebe auch Dich, aber auch nur, wie mein Herz eben noch lieben kann, mein gramerfülltes, halbgebrochenes Herz!

In diesem Wechselblicke bestand das ganze Gespräch.

Mit der nächsten Minute kam die Wirklichkeit wieder zu ihrem Rechte. Der Zuruf seines Schwagers entriß Ernst seinem Traume. Herr Schmid mahnte zur Umkehr, und die Gesellschaft, wieder nur eine Gruppe bildend, trat den Rückweg an.

Ein Stündchen später trennte man sich mit der herzlichen Zusage, sich gegenseitig so oft als möglich zu besuchen.

In Rostock angelangt, lud Herr Schmid seinen Schwager ein, den Thee bei ihm zu nehmen, und letzterer, obgleich er sich nach Einsamkeit sehnte, ging darauf ein.

Nach dem Thee, als Frau Schmid, Minna und die

Gouvernante sich verabschiedet und zur Ruhe begeben hatten, machten die beiden Herren noch einen Gang durch den fast taghellen Garten.

Ernst fühlte instinctiv, daß sein Schwager ihm eine wichtige Mittheilung zu machen im Begriffe sei.

Sie schritten eine Weile schweigend dahin.

Dann ergriff Herr Schmid und, wie der Ton seiner Stimme verrieth, nicht ohne tiefe Bewegung das Wort.

„Bruder", sagte er, „Du hast mir etwas zu verzeihen."

Ernst erbebte bei dieser Ansprache, aber freudig.

„Ich Dir etwas zu verzeihen?" fragte er gespannt.

„Ja, Bruder, denn ich war hart gegen Dich."

„Hart? Nein, das warst Du nicht, das kannst Du nicht sein."

„Auf die Länge nicht, das ist wahr. Laß uns offen sprechen. Du liebst Claudine und mehr denn je. Unterbrich mich nicht. Was ich Dir in Bezug auf diese Neigung gesagt, was ich Dir über Deinen künftigen Hausstand gerathen, war Sache der Freundschaft und der Weltkenntniß; was Du mir zu verzeihen hast, ist, daß ich meinen Verstand allein sprechen ließ. Deine gute Schwester aber hat für Dich zu mir das Herz

reden lassen, und das meinige verschloß sich dieser Sprache nicht. Mehr aber noch als das liebevolle Wort meiner Frau hat Deine Haltung in letzter Zeit auf mich gewirkt; Du hast Dich brav gehalten, warst ein Mann in vollem Sinne, Du hast wacker gekämpft, obgleich Du nicht gesiegt."

Ernst reichte dem also Sprechenden die leise zitternde Hand, ohne etwas zu erwidern.

„Ich habe mir", fuhr letzterer fort, „die Sache zurechtgelegt und meine nun so. Speise morgen bei uns, dann wirst Du Gelegenheit finden, Claudine allein zu sprechen. Vor allem mußt Du, müssen wir wissen, wie es um ihr Herz überhaupt steht, obschon meine Frau die Ueberzeugung ausspricht, daß Claudine Deine Neigung erwidert. Ich nun, ich zweifle nicht eben daran, nur liebe ich als Mann in allen Dingen Gewißheit, Ordnung. Ist mit ihrem Herzen Alles in Ordnung, will sagen, liebt sie Dich wirklich, dann in Gottes Namen mit Euch zweien zum Altar!"

„Mein theurer Bruder!" stammelte Ernst.

„Nur eins noch", sagte Herr Schmid, „eigentlich das Wichtigste. Es ist möglich, daß Claudine, da sie lange vor Deiner Ankunft schon so ernst und traurig war, Dich, wie sie als eine Person von Geist und Gefühl nicht anders kann, hochachtet, aber

nicht liebt, sondern einen Andern, ob nun einen Lebenden oder Todten. Was dann?"

„Dann, mein Freund", entgegnete Ernst in einem Tone mannhafter Sicherheit, „dann wirst Du nicht Ursache haben, mit mir unzufrieden zu sein."

„Ueberschätzest Du nicht Deine Kraft?"

„Nein. In diesem Falle, einer solchen Thatsache gegenüber wird sie sich als genügend erweisen; Unterstützung gewährt da auch ein gewisses Selbstgefühl; habe ich doch niemals so recht begreifen können, wie Liebe ohne Gegenliebe zu bestehen vermag, eine Flamme ohne Brennstoff."

„Da haben wir den Chemiker wieder!" versetzte Herr Schmid ganz munter. „Aber so ist's recht, Bruder", fuhr er fort, „lieben — ja, ohne Gegenliebe — nein. Morgen also wirst Du, werden wir darüber im Klaren sein. Muth denn, frisch vom Herzen weg gesprochen und die Antwort hinnehmen als ein Mann! Man kann mit den Weibern nicht vorsichtig genug sein. Meine Frau ausgenommen, ist mir das ganze weibliche Geschlecht zwar nicht zuwider, aber Respect einflößend, zu Deutsch — ein Räthsel. So, für heute Alles in Ordnung. Gute Nacht, guten Traum!"

„Auch wenn er sich nicht erfüllt. Gute Nacht, August!"

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Briefe.

Der nächstfolgende Tag, der für Ernst die Entscheidung über eine der wichtigsten Angelegenheiten seines Lebens bringen sollte, ließ sich eigenthümlich genug an, nämlich mit einem zwar kurzen, aber heftigen Morgengewitter, und es beschlich dabei die Seele des Erwartenden eine düstere Ahnung, ein drückendes Gefühl, das er, wiewohl vergeblich, physikalisch zu erklären sich bemühte.

Kaum hatte die Sonne die Wolkenmassen siegreich zerstreut, als ihm der Postbote mit mehreren andern Briefen auch einen aus Dresden überbrachte.

„Von Max!" rief er aus, indem er das Couvert hastig öffnete.

Dieses umschloß zwei Briefe: einen von seinem

Freunde, dem Maler Max, und einen an diesen gerichteten, von Cadiz datirten, mit der Unterschrift „Robert".

Ein Schreiben von Robert, dem Unglücklichen, den sich Ernst bereits in Amerika oder doch auf dem Wege dahin gedacht!

Er durchflog zuerst den Brief von Max.

Der Inhalt lautete:

„Es drängt mich, lieber Ernst, zu Dir und zu unserm Freunde Karl unwiderstehlich; einige Tage nach Empfang dieses Schreibens siehst Du mich in Rostock. Ich bedarf Luftveränderung, ich halte es nicht aus allein, ich bin wie außer mir, obgleich mir selbst nichts Schlimmes widerfahren und mein Künstlerzeug in bester Ordnung ist. Ich hoffe, in Eurer Nähe und dann am Meere, an dem Schönsten, was ein Menschenauge sehen kann, mich zu erholen von dem furchtbaren Schlage, der mich, obwohl nicht unmittelbar, so eben ans Herz getroffen und nun auch durch beiliegenden Brief Eure Herzen treffen muß.

Lest denn! Und Du, Ernst, lies ihn besonders aufmerksam. Es scheint mir das ein Stück Weltgericht, obgleich oder auch weil es im Zeitlichen vorging, eine grauenerregende Folge von Handlungen und Unterlassungen, deren Motive eben nur in jener corrupten

Weltanschauung lagen und immer liegen werden, die der Unglückselige so consequent vertrat, bis ihn eine höhere Macht faßte, die ihn zu Boden schmetterte und wie einen Wurm zertrat; lies, sage ich Dir, aufmerksam, denn auch Du — nur mit dem Unterschiede, daß Du moralisch makellos bliebst und stets bleiben wirst — auch Du neigtest zur Philosophie des Gerichteten, der übrigens ruhe in Frieden."

Es braucht nicht gesagt zu werden, in welcher Stimmung unter dem Eindrucke dieses Briefes Ernst an die Lesung des beigefügten Schreibens ging, auch nicht, was er nach der Einsichtnahme empfand; Letzteres ergibt sich für jeden Menschen von Kopf und Herz, Religion und Sittlichkeitsgefühl von selbst.

„Wenn Ihr" — so lautete Robert's Brief — „lieben Leutchen, die sich ehedem meine Freunde nannten oder auch möglicherweise waren, diese Zeilen zu Gesicht bekommt, ist mein auf Sicht lautender Stoffwechsel eingelöst und habe ich einen Schluck gethan, nicht bitterer als alle Dummheiten und Niederträchtigkeiten des menschlichen Lebens, die ich bisher verschluckt; ein Schluck Blausäure und mein saures Gesicht wird zur süßen Liebesfratze.

Warum ich Euch dies schreibe?

Erstens, weil ich Narr genug war, in der neuen

Welt — in Amerika — ein neues Leben führen zu wollen, was Ihr hättet erfahren und mitleidig belächeln können, wenn nicht belachen; dann auch, um mich nochmals gehörig zu expectoriren, besonders der idealen Weltanschauung gegenüber; und so sage ich Euch denn nicht Lebewohl, denn das Wohlleben ist Sache der Individualität, sondern einfach gute Nacht.

Gute Nacht! Fühllos zu werden wie ein Stein, das ist gute Nacht; alles Empfinden, Denken, überhaupt Wachen ist dümmer als die Nacht der Fühllosigkeit. Wenn es einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier gibt, so besteht er nur darin, daß der Mensch sich selbst tödten, daß er sterben kann, sobald es ihm beliebt, und das Thier nur verendet, wann und wie es eben muß. Fort denn, fort!"

Den Sturm in Ernst's für Freundschaft so empfänglichem Herzen nach wiederholter Lesung dieser Briefe zu schildern, wäre, wenn nicht unmöglich, doch, wie schon gesagt, für denkende und gefühlvolle Menschen überflüssig; nur wollen wir bemerken, daß die erste tiefschmerzliche Empfindung unserrs Freundes über Robert's gewaltsames Lebensende bei wiederholtem Lesen dieser so cynisch abgefaßten Kundgebung desselben sich in Grauen verwandelte.

Ihm war, als starrte er in einen nachtumhüllten Abgrund, in ein Chaos, in eine ewige Leere, in ein Nichts, rings umflossen von tausend Quellen und tausendfältig Blüten und Früchten scheinbaren Daseins, und seine Hand, diesen entsetzlichen Brief fallen lassend, legte sich, wie von einer andern unsichtbaren Hand gelenkt, an sein Herz, das eben an diesem Morgen so erwartungsvoll geschlagen hatte, wie um zu prüfen, ob es noch schlage, ob es nicht gebrochen sei.

Es schlug noch so voll und warm wie immer, und sein Blick richtete sich himmelwärts; es lag in diesem Blicke ein unaussprechliches Etwas, ein tiefsinniges Gottgedenken; sein eigentliches Ich, der Genius seines Wesens, hob sich so zu sagen aus ihm empor, schwebte über ihm und zwang ihn zum Aufblicke.

Da klärte es sich in ihm; das Sturmgewölk, gleich jenem des Morgengewitters, wich den mächtigen Sonnenstrahlen des Geistes, läuternder Betrachtung, religiöser Erhebung; er wurde ruhig, sicher, stark.

So gestimmt setzte er sich hin und schrieb an seinen Schwager, daß er nicht kommen werde, heute nicht kommen könne; zur Erklärung schloß er die Briefe von Max und Robert bei.

Eine Stunde später war Herr Schmid bei ihm.

„Ich begreife", sagte dieser, „daß es Dir heute un-

möglich, Claudine zu sprechen; nach einem solchen Begebniß sammelt man sich nicht so leicht. Das ist oder vielmehr war also jener Doctor Robert, der dritte Deiner Pariser Freunde, über dessen seltsame Geschicke Du mir in Deinen letzten Briefen von dort einige ganz flüchtige Andeutungen gemacht?"

„Derselbe", entgegnete Ernst tief aufathmend, „und ich will Dir nun jene furchtbaren Ereignisse in aller Kürze mittheilen."

Und Ernst erzählte, was wir wissen.

Trotz aller Charakterstärke, die seinem Zuhörer eigen war, unterbrach ihn dieser doch zu wiederholten Malen durch Ausrufe des Entsetzens.

„Es unterliegt", rief er am Schlusse der Erzählung aus, „meiner Ansicht nach keinem Zweifel, daß die Picard ihren Mann vergiftet, wie auch, daß sie sich selbst getödtet hat."

„Letzteres", sagte Ernst, „scheint mir gewisser als Ersteres; ich vermag es nicht, an diesen Mord zu glauben, mir ein so schönes und junges weibliches Wesen als Mörderin, als Gattenmörderin zu denken."

„Bei Deiner Menschenkenntniß, Ernst, begreife ich nicht, wie Du noch zweifeln kannst. Oder hat auch Dich die Schönheit dieser jungen Frau bestochen?"

„Dies schon darum nicht, weil ich ebenso wenig als

mein Freund, der Schriftsteller Karl, Pauline Picard von Gesicht gesehen; denn jenes einzige Mal, da wir beide, wie ich Dir erzählte, sie an Robert's Wohnung erblickten, war sie dicht verschleiert; gesehen hat sie nur der Maler Max, denn er hat sie porträtirt."

„Und was sagte Euch dieser von ihren Gesichtszügen?"

„Er fand sie schön, obgleich, wie er meinte, noch geistvoller als regelmäßig schön."

„Geistvoll! Ja, ja! Das ist es eben. Der leidige Geist!"

Der Eintritt eines Geschäftsmannes unterbrach dieses Gespräch.

Man ging an das Tagewerk und trennte sich gegen Mittag.

Ernst versprach seinem Schwager, zu ihm zu kommen, sobald es ihm seine Gemüthsverfassung gestatten würde.

Dazu aber kam es auch am nächstfolgenden Tage noch nicht; der ungeheuren Aufregung war entsprechende Abspannung gefolgt, dem Schmerze Wehmuth, dem Grauen eine Art Mitleid.

Er wollte Claudine nicht eher sprechen, als bis er sich von dem letztern Eindrucke ganz frei und sonach stark genug fühlte, diesen wichtigen Schritt zu thun

übrigens sah er auch der Ankunft seines Freundes Max entgegen, den er gern zu Rathe ziehen wollte.

Karl's Zustimmung war ihm schon gewiß.

Ernst besuchte ihn und theilte ihm die Briefe von Max und Robert mit.

Karl war nicht so überrascht wie sein Freund oder dessen Schwager.

„Ich sah dies im Geiste kommen", sagte er, „und mich wundert nur, daß diese Katastrophe nicht früher erfolgte, sowie ich dabei nur beklage, daß er sich in so brutaler Weise verabschiedet. Diese seine letzten Worte an uns rechtfertigen meine längst festgestellte Ueberzeugung in Bezug auf sein Wesen wie auf das Wesen aller derjenigen, welche in der Geistesrichtung dieses Unglücklichen ihren Weg durchs Leben machen: Halt gibt diesen Menschen nur der Besitz zeitlichen Gutes, nur der Genuß des Materiellen; wird ihnen dieser Besitz entzogen, dieser Genuß unmöglich gemacht oder auch nur verleidet, so fällt der Halt und sie brechen zusammen. So hätte sich nun", fügte er dann seufzend hinzu, „jenes bürgerliche Drama von Paris in tragischer Weise abgespielt: ein braver Mann durch seine von einem Hausfreunde verführte jugendliche Gattin vergiftet, die Mörderin und ihr Verführer büßend durch Selbstmord!"

Beide besprachen hierauf die erfreuliche Nachricht von des Malers mit jeder Stunde zu erwartendem Eintreffen, sowie den günstigen Umschwung in dem Verhältnisse Ernst's zu seinem Schwager und zu Claudine; auch zu ihr, angenommen, daß sie Ernst's Neigung theilte.

„Dein Schwager", bemerkte Karl noch, „hat uns brieflich für morgen zu Tische geladen und wir werden recht zeitig hinüberkommen; nächsten Sonntag müßt Ihr, falls nicht schlecht Wetter, abermals zu uns, und wenn nicht früher, findest Du da auf dem heiligen Damme die herrlichste Gelegenheit von der Welt, Claudine in Dein Herz blicken zu lassen, wie in die offene See; ich an Deiner Stelle würde sogar geflissentlich diese Zeit abwarten, um eben an diesem Orte von Liebe zu sprechen."

„Ich will das auch thun", sagte Ernst; „zudem möchte ich unseres Freundes Ankunft dabei berücksichtigen, die hoffentlich noch vor Sonntag erfolgt."

„Trifft er nicht vor Sonntag in Rostock ein, so hinterlaßt bei Euren Hausleuten für ihn die Weisung, sogleich hierher zu fahren; auch werde ich mittlerweile für ihn Quartier machen."

Ernst begrüßte noch die Dobberaner Freunde und kehrte nach Rostock zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Ernst und Claudine.

Die Vorbereitungen zum würdigen Empfange ihrer Gäste nahmen am folgenden Tage alle weiblichen Kräfte im Hause des Herrn Schmid vollauf in Anspruch, während er selbst zu seinem Schwager fuhr, um einige Stunden dem Geschäfte zu widmen und dann mit ihm noch rechtzeitig nach Hause zu kommen.

Nachdem alles Nöthige besorgt, machten sich Frau Schmid, Minna und Claudine an ihre Toilette.

Letztere wählte heute ausnahmsweise ein weißes Kleid, das die Blässe ihres Gesichts minder auffällig erscheinen ließ; auch zeigten sich ihre Züge heute belebter als gewöhnlich, um nicht zu sagen aufgeregter Ihr ganzer Schmuck bestand in einer Purpurrose, halb verborgen in der Fülle ihrer dunklen Locken.

„Mademoiselle sind heute sehr schön", sagte Minna zu ihr.

Ein fast wehmüthiges Lächeln war Claudinens Antwort.

Gegen zehn Uhr kam Herr Schmid, gefolgt von seinem Schwager.

Ernst theilte offenbar die Meinung seiner Nichte über Claudinens heutiges Aussehen, eine Meinung, die er zwar nicht aussprach, die sich jedoch aus seinem Blicke kund gab, indem er die interessante junge Dame begrüßte.

Eine Stunde später trafen die Gäste ein und man begab sich nach kurzem Verweilen im Salon hinunter in den Garten zum Dejeuner, das bereits im Kiosk servirt war.

Die Unterhaltung gestaltete sich bald aufs beste und herzlichste.

Denise von Stromfeld hielt sich dabei viel zu Claudine; zwei reizende Erscheinungen, wenngleich scharfen Gegensatz bildend: die jugendliche Baronin das personificirte Liebesglück, die klarste, durchsichtigste Seelenfreudigkeit und milde Wahrheit, umflossen vom Zauber natürlicher Anmuth und Grazie; Claudine nicht minder schön, aber eine ernste Schönheit mit elegischem Ausdrucke, schwermüthiger Erinnerung an ent-

schwundenes Glück oder tief verborgener Sehnsucht nach künftigem, strenge Contouren, bisweilen scharf sich abhebend von dem dunklen Grunde des sie umhüllenden Geheimnisses.

Ernst's Blick fand diesen Contrast der beiden jungen Damen heraus, aber — und dies eben ist Sache der Liebe — zu Claudinens Gunsten; sie erschien ihm gerade in dieser fortgesetzten Vergleichung schöner, idealer als Denise.

Herr Schmid machte seinen Gästen den Vorschlag, die Zeit zwischen Dejeuner und Diner mit einer Tour in die Umgebung der Stadt, auch mit Besichtigung einiger ihrer Sehenswürdigkeiten auszufüllen, und die Gesellschaft stimmte ihm dankbar zu.

Man brach auf.

„Du bist doch auch von der Partie?“ sagte Karl zu Ernst.

„Nein, ich bleibe zurück“, entgegnete dieser leise.

„Also nicht erst auf dem heiligen Damm?“

„Quäle mich nicht, Freund!“

Die Gesellschaft hatte sich entfernt; zu Hause blieben Frau Schmid, Claudine und Ernst; letztere im Garten, die Hausfrau in der Küche.

Sie wollte ihren Bruder mit Claudine allein lassen; wußte sie ja doch, was in seinem Herzen vorging,

und war sie ja durch die nun gesicherte Zustimmung ihres Gatten so voll Hoffen auf ihres geliebten Bruders Glück.

„Sie schenken mir wohl ein Viertelstündchen, Mademoiselle?"

Mit dieser schüchtern betonten Frage wendete sich Ernst an Claudine, da diese der Frau vom Hause folgen zu wollen schien, während die Dienerschaft im Kiosk aufräumte.

„Ich sollte zwar meiner Dame helfen—" entgegnete Claudine ebenso befangen.

„Aber Sie machen mir doch die Freude, nicht wahr?"

Sie erwiderte nichts, entfernte sich aber auch nicht und folgte dem langsam Dahinschreitenden wie mechanisch.

„Ich habe mich nach diesem Augenblicke, dem, Sie allein zu sprechen, gesehnt."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Würden Sie Ihren Blick, statt ihn zu senken, nach meinen Augen richten, so — so bedürfte es nicht der Worte, um Ihnen zu sagen, was ich zu sagen — zu fragen habe."

Claudine blickte nicht auf.

„Sie haben mich um etwas zu fragen?" flüsterte sie zitternd.

„Ja, Mademoiselle. Und wie kühn auch diese meine Frage, ich hoffe, daß sie von Ihrer Seite, wenn auch nicht ganz befriedigende, doch milde Antwort finden werde.“

„Nun denn, mein Herr, sprechen Sie.“

„Claudine! O, indem ich Sie jetzt so anspreche — Claudine — habe ich wohl Alles gesagt!“

„Und Ihre Frage?“

„Diese betrifft Ihr Herz. Ist, Claudine, Ihr Herz frei? Darf ich hoffen, daß es, wenn auch nur in geringem Maße, das Gefühl meines Herzens für Sie, jenes der innigsten, hingebungsvollsten Liebe theile, daß, Claudine, Sie Ihre Hand mir reichen würden zum Gange durch das Leben?“

Claudine erbebte, doch erhob sie den Blick und dieser traf das Auge des Fragenden wie selbst eine Frage, eine unaussprechlich schmerzliche.

„Sieh und gib Dir selbst die Antwort!“ schien dieser Blick sagen zu wollen.

Verstand ihn Ernst?

Wir sagen nein, denn er liebte ja, er glaubte und hoffte.

So wartete er denn einige Sekunden, und dann vernahm er Claudinens wirkliche Antwort.

Diese lautete:

„Das Gefühl, von einem so edlen Manne sich geliebt zu wissen, ist ein beseligendes und mir vollgültiger Ersatz für das, was ich verloren und erlitten. Ich bin durch dieses Gefühl im Augenblicke rehabilitirt. Ich reiche Ihnen, mein Freund, dankbar für diesen eine ganze schwere Vergangenheit aufwiegenden Seelengenuß, die Hand im Geiste, da ich sie in der That zum Gange durch das Leben, wie Sie sagen, zu reichen nicht vermag; ich werde mich nie vermählen; vermöchte ich dies über mich, so würde ich Ihnen ohne Bedenken zum Altare folgen, denn ich achte Sie hoch, ja noch mehr, ich — ich theile das Gefühl, das Sie für mich nähren, ich — ich liebe Sie!"

„Claudine!" stammelte Ernst, ihre Hand erfassend, was sie geschehen ließ, „das ist Leben und Tod mit einem Athemzuge; warum?"

Sie befanden sich in einem dichten, schattigen Bosquet zur Seite des Kiosk, jedem Späherauge entrückt.

„Warum?" entgegnete Claudine, indem sie anhielt und seinen Blick in ihrem bethränten Auge aufnahm. „Warum? Diese Frage richte ich selbst an das Geschick, das unerbittliche, unversöhnliche. Ja, mein theurer Freund, warum, warum?"

„Was aber, Claudine", rief er aus, „wenn Sie

mein Gefühl theilen, was kann da so unbezwingbar Feindliches zwischen uns sich stellen? O sprechen Sie, ich beschwöre Sie darum!"

„Das ist unmöglich."

Es fesseln Sie dann Bande an —"

„An keinen Menschen."

„Was also macht unsere Vereinigung unmöglich?"

„Innere Nothwendigkeit."

„Ein Gelübde also?"

„Ja!"

„Aber Gelübde lassen sich lösen."

„Ein derartiges nicht."

„Claudine! O es ist, um wahnsinnig zu werden! Hätten Sie zu mir gesagt: Ich achte Sie, doch liebe ich Sie nicht, so wäre ich zurückgetreten, wenn auch leidenden Herzens; aber nun, nun, da ich weiß, daß Sie mein Gefühl theilen, nun, nachdem ich in ein Paradies geblickt, wieder hinsinken müssen in meine trostlose Einsamkeit — o Claudine!"

„Wenn mein edler Freund eines Trostes bedarf, so liegt dieser vielleicht, wie ich meine, in der Ueberzeugung, daß die von ihm geliebte Aermste, wie seine Liebe, auch seinen Schmerz theilt. Und edel, wie er ist", fügte Claudine nach kurzem beiderseitigen Schweigen hinzu,

„wird er dieses gemeinschaftliche Gefühl nie mehr auch nur mit einem Worte besprechen, sondern, wie vor der Welt, auch mir gegenüber schweigen. Und so reiche ich dem edlen Manne, der, ich hoffe es, mir ein Freund im reinsten Sinne bleiben wird, heute, jetzt die Hand zum Abschiede für immer."

„Ich beuge mich der Macht, welche Sie beherrscht," entgegnete Ernst kaum vernehmbar, „denn es wäre Frevel, gegen diese anzukämpfen."

„So, mein Freund, ist es recht, denn so will es Gott!"

Damit endete diese von Ernst so heißersehnte Unterredung.

Er geleitete Claudine schweigend in das Haus und verließ es auf der Stelle.

Die Zwischenzeit bis zum Diner brachte er in seiner Wohnung zu.

In welcher Stimmung!

Er nahm, nach längerem Hinbrüten, seine Zuflucht zur Feder. Es drängte ihn, sich darüber auszusprechen, und er that es in Briefen an seine Schwester und ihren Gatten. Sie mußten wissen, wie es stand; sagen aber hätte er es nicht können, mündlich nicht, das hätte ihn überwältigt. Auch ließ sich das Alles in Bezug auf Claudine selbst schriftlich zarter, ausweichender

behandeln als im Gespräche. Und so schrieb er denn die zwei Briefe, die er beiden noch am selben Tage, nach Entfernung der Gesellschaft, zuzustellen beschloß.

Die Gesellschaft!

Das war noch eine schwierige Aufgabe, bei Tische unbefangen zu erscheinen, in den gewiß heitern Ton einzustimmen. Sich durch Unwohlsein entschuldigen? Es ging nicht an; auch wäre dann Karl gekommen, dessen scharfem Blicke Alles sofort klar hätte werden können.

Nun, die Mahlzeit ging endlich auch vorüber, und man trennte sich unter der Zusage, nöchsten Sonntag sich in Dobberan wieder zusammenzufinden.

Herr Schmid und seine Frau waren von Ernst's brieflicher Mittheilung nicht wenig überrascht, sie schmerzlich, er bis zur Erbitterung gegen Claudine.

Sie befanden sich allein.

„Ich wußte und sagte es voraus", begann Herr Schmid seinem Aerger Luft zu machen, „sie ist eine Kopfhängerin, eine Schwärmerin, die zur Ehe so wenig taugt als ich zum Seiltänzer; träumt wahrscheinlich von ihrem fernen Verehrer und stößt da einen Mann wie meinen Schwager von sich."

„Dies zwar nicht", wagte Frau Schmid einzuwenden,

„wenigstens nicht nach dem, was Ernst mir geschrieben.“

Ihr Mann nahm diesen Brief.

„Kommt ganz auf dasselbe hinaus“, sagte er, das Blatt weglegend; „Korb bleibt Korb, er mag noch so schön geflochten sein; ich denke nicht, Frau, daß Du Deinem Bruder Hoffnung geben wirst.“

„Ich werde das nicht thun, August.“

„Uebrigens ist es gut, daß die Sache ausgetragen worden; besser, eine bittere Pille rasch hinabgeschluckt als langsam; mir ist um Ernst nicht bange, er wird sich schon zurecht finden, keinesfalls uns Vorwürfe machen, denn wir haben dabei mehr gethan, als sich eigentlich vor dem gesunden Menschenverstande rechtfertigen läßt. Morgen früh spreche ich ihn. Er mag bis Sonntag sich fern halten. Ich vertraue ihm, er ist ein tüchtiger Mann. Was Mademoiselle betrifft, so thun wir am besten, nicht ein Wort darüber an sie zu richten.“

„Die Arme verdient Schonung, lieber August.“

„Schonung? Mag sein, muß man doch alle Geisteskranken schonend behandeln. Ich meinerseits werde es sie nicht entgelten, ja nicht einmal merken lassen, daß ich mich ärgerte. Solange sie sonst ihrer Verpflichtung zu meiner Zufriedenheit nachkommt, werde

ich sie respectiren, wie bisher; geht mich im Grunde auch gar nichts an, daß sie nicht heirathen will."

„Es wäre vielleicht gut, lieber August, wenn Du noch heute meinen Bruder besuchtest."

„Meinst Du? Gut, ich will zu ihm."

Und Herr Schmid begab sich zu Ernst.

Siebzehntes Kapitel.

Des Räthsels Lösung.

Der zum Ausfluge nach Dobberan bestimmte Sonntag kam heran und zwar mit dem schönsten Himmel.

Die Zwischenzeit hatte nichts Störendes gebracht.

Ernst hielt sich dem Hause seines Schwagers fern, und dieser war mit seinem Wesen und Benehmen zufrieden.

Der Maler Max ließ noch immer auf sich warten, doch sah man seinem baldigsten Eintreffen um so gewisser entgegen, als er inzwischen nicht geschrieben hatte.

Es hätte Ernst dieser Sonntagspartie gern entsagt, allein das Gesetz der Höflichkeit war nicht leicht zu umgehen, auch fand er die Ansicht seines Schwagers richtig, der da meinte, daß es besser wäre für ihn, den

freundschaftlichen Verkehr mit Claudine nicht abzubrechen, da sie ihn ja selbst um seine Freundschaft gebeten.

Und so — wenngleich mit schwerem Herzen — nahm Ernst Theil an dem projectirten Vergnügen.

Clandine erwiderte seine ruhige, achtungsvolle Begrüßung in gleicher Weise.

Sie trug heute ein schwarzes Kleid ohne allen Schmuck und sah blasser als jemals aus, obgleich sie sich ruhig und in guter Haltung zeigte.

Herr und Frau Schmid waren ganz zufrieden mit der Art dieses ersten Wiedersehens von Ernst und Claudine; die Munterkeit des Töchterchens ließ nichts zu wünschen übrig, und so gelangte man denn in möglichst guter Stimmung nach Dobberan.

Die Aufnahme von seiten der dortigen Gesellschaft war noch herzlicher als die erste, und es verflogen Stunden gleich Minuten.

Wieder hielt sich die Baronin Stromfeld viel zu Claudine, theils aus Sympathie, theils auch der Sprache wegen, da beide junge Damen des Deutschen nicht sehr mächtig waren.

Es wurden abermals kleine Ausflüge noch vor dem Diner gemacht, wobei man sich beliebig gruppirte.

Eine gute Weile hielten sich Ernst und Karl ausschließlich an einander.

„Nun bist Du also im Klaren mit ihr", sagte Karl, nachdem ihm Ernst jenes Gespräch mit Claudine wörtlich — das Gedächtniß des Schmerzes ist scharf — und männlich gefaßt mitgetheilt, „und Klarheit ist immer gut."

„Du nennst Klarheit", bemerkte Ernst, „was eigentlich nur ein weiteres Räthsel ist."

„Wohl wahr, mein Freund, aber Du weißt nun doch, daß —"

„Daß alle Hoffnung entschwunden, ja, das weiß ich."

„Wegen Max hast Du doch zu Hause hinterlassen?"

„Bei mir wie bei Schmid; kommt er inzwischen, so weiß er, wo er uns trifft, und er wird herauseilen, falls er nicht zu müde ist."

„Herr von Bergen hat schon etwas Annehmbares gefunden, eine kleine Besitzung unweit von hier."

„Und Baron Stromfeld?"

„Wird sich am schönen Rhein niederlassen. Alles treffliche, herrliche Menschen!"

„Und Du, Karl?"

„Ich bleibe bei Stromfeld hier, solange er bleibt, und denke dann einige Zeit in Süddeutschland zuzubringen."

„Bist eigentlich zu beneiden, sowie Max, um dieses stete Zugvogelleben."

„Zugvogel! Ist der Mensch überhaupt etwas Anderes als ein Wandervogel? Er wandert immer, wenn auch nur von Gasse zu Gasse, und wird es ihm endlich, in der Nähe des Grabes, zu kalt, so zieht er mit den mächtigen Schwingen des Glaubens hinüber in das verheißene Land voll ewigen Frühlings."

„Von dessen Grenzen aber noch kein Wanderer zurückgekehrt, mein Freund!"

„Wäre auch thöricht von ihm, da es dort so unendlich schön."

„Ich preise Dich glücklich um Deines Glaubens willen."

„Und ich beklage Jeden, dem der Glaube nicht die Blume des Daseins, nicht, dem Wissen gegenüber, das ist, was Musik dem Worte, die Fortsetzung, Steigerung, Ergänzung des Denkens, mit einem Worte — das Unvergängliche."

„Wie kann man stoffumhüllt, stoffbedingt von Unvergänglichem sprechen! Wo wir ein- oder austreten, bedingt, hemmt, hält uns der Stoff. Und dieser wandelt sich jedenfalls, wenn er auch nicht vergänglich ist."

„Und was bewegt, was läutert, was besiegt ihn selbst, mein Freund? Der Geist, nur der Geist! Der Geist belebt den Stoff, sowie er ihn auch vernichten kann, in moralischem Sinne. Das hohe Interesse,

welches uns tragische Katastrophen einflößen, gründet sich auf das Bewußtsein, daß nach dem Zusammenbrechen alles Materiellen, des ganzen Stofflebens der Geist übrig bleibt und in seine ewige Heimat wieder eintritt, aus welcher er sich zufolge gewisser Naturgesetze zeitweilig expatriirt hatte; auf das Bewußtsein, daß der Geist in seine angestammten unveräußerlichen Rechte wieder eingesetzt werden muß, ob er auch während seines tellurischen Exils an Allem Mangel gelitten, was göttlich heißt."

Ernst reichte seinem begeisterten Freunde tief aufseufzend die Hand und sagte: „Mir ist heute recht seltsam zu Muthe, so, als sollte etwas ganz Absonderliches sich ereignen, etwas für mich selbst sehr Bedeutungsvolles, und doch läßt sich Alles so friedlich und freundlich an, und sogar mein Gefühl in Bezug auf Claudine beginnt sich zu klären; ich liebe sie und werde nie aufhören sie zu lieben, aber diese Liebe, von ihr still erwidert, hat nichts Quälendes mehr, sie hat sich potenziirt zu idealer Freundschaft; ich möchte Claudine glücklich wissen, das ist Alles; und doch, doch drückt es auf mich wie eine Luftmasse vor dem Ausbruche eines Orkans."

Karl wollte etwas ihn Beruhigendes entgegnen, doch machte dies die Annäherung der Uebrigen augenblicklich unmöglich.

In der sechsten Stunde erhob sich die Gesellschaft vom Diner, um die Promenade nach dem heiligen Damm anzutreten.

Im Hinwandeln auf demselben, der sich heute minder besucht zeigte, gestaltete es sich wie zufällig, daß Ernst an Claudinens Seite und mit ihr, wie das erste Mal, der Gesellschaft eine gute Strecke vorauskam.

Sie hatte, des scharfen Luftzugs wegen, wie sie sagte, den Halbschleier von ihrem Strohhütchen niedergelassen, der jedoch so dicht war, daß man ihre Gesichtszüge nicht wahrnehmen konnte.

Sie waren jetzt jener Stelle nahe, an welcher vor acht Tagen Ernst mit ihr gestanden; damals noch hoffend!

Diese Erinnerung überkam und überwältigte ihn nun derart, daß er wie im Selbstgespräch, aber doch vernehmlich genug vor sich hinseufzte: „Claudine, muß es denn so sein?"

Sie hatte dies vernommen.

„Das Geschick will es so!" entgegnete sie mit bebender Stimme.

Im selben Momente hörte Ernst seinen Namen rufen und sah, sich rasch wendend, Karl, der ihm eben zugerufen, mit einem andern jungen Manne Hand in Hand auf sich zueilen.

Dieser andere junge Mann — die Entfernung betrug nicht über fünfzig Schritte — war Freund Max mit hochgeschwungenem Hute.

„Mein Max!“

„Mein Ernst!“

Mit diesen lauten herzlichen Ausrufen eilten beide auf einander zu, während Herr und Frau Schmid, ihre Tochter mit der Baronin, sowie die Herren von Stromfeld und Bergen sich rasch näherten.

Kaum aber hatten die beiden Freunde sich umarmt, als der gellende Aufschrei: „Verloren!“ an ihr Ohr schlug und sie auseinanderriß.

Dieser wilde Aufschrei, der die ganze Gesellschaft wie ein Donnerschlag erschütterte, kam von der Stelle her, wo noch eben Ernst mit Claudine gestanden.

Aller Blicke schossen voll Entsetzen nach jener Richtung hin.

Ewiger Gott! Man sieht Claudine mit hoch erhobenen Händen wanken, stürzen — oder sich stürzen — den Damm hinunter und sie von der brandenden Flut erfassen und verschlingen.

Ernst, mit einem nicht minder entsetzlichen Aufschrei, fliegt wie eine Kugel aus dem Rohre nach jener Unglücksstelle hin und stürzt sich der Untergesunkenen nach in die Brandung, gefolgt in Sturmesschnelle von

Karl und den andern Herren, wie von einigen Schiffsleuten, die sofort in Boote springen und vom Damme abstoßen.

Dies Alles war das Werk weniger Minuten.

Gott sei gelobt!

In einer Entfernung von etwa zehn Klaftern nur taucht Ernst, ein tüchtiger Schwimmer, auf mit Claudine, die sein linker Arm umschließt.

Er blickt um sich, schon gänzlicher Erschöpfung nahe.

Aber näher sind seine Retter; im nächsten Augenblicke zieht man ihn und Claudine in eins der Boote, und dieses landet.

Unsere Freunde und viele andere Personen drängen sich zur Stelle. Noch verhüllt der Schleier Claudinens Antlitz. Nun aber, während Ernst vor Erschöpfung nur sehr schwach sieht und hört und nicht zu sprechen vermag, schlägt man diesen Schleier zurück, und —

„Pauline Picard!" schreit es auf.

Diesen Schrei stieß der Maler Max aus.

Ernst brach ohnmächtig zusammen.

Nur sein Schwager und Karl verstanden außer ihm, was dieser Ausruf sagen wollte.

Alle Belebungsversuche an der Unglücklichen erwiesen sich erfolglos; sie war eine Leiche.

Die Beklagenswerthe hatte den auf dem Damme

sich nähernden Maler erkannt und — verfiel dem Tode.

Ernst erholte sich schon nach wenigen Minuten, sodaß er in Herrn von Stromfeld's Wohnung gebracht und bald darauf auch nach Rostock gefahren werden konnte.

Sein Bewußtsein aber war und blieb getrübt, und acht Tage nach Beerdigung des unglücklichen jungen Weibes war auch er eine Leiche.

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.